

Glückswald.

Roman

von

Ualeska Gräfin Bethusy-Huc

(Moritz von Reichenbach).

Dritte Auflage



Verlag von

Gebriüder Böhm, Rattowig W. S.

1913.

Glückimwald.

Roman

von

Valeska Gräfin Bethusy-Huc

(Moritz von Reichenbach).

Zweite Auflage.



Kattowitz O.-S.

Verlag von

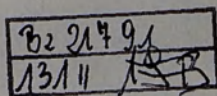
Gebrüder Böhm

:: 1913 ::



U. 26. 2000

5-



56338

1932 K 347



I.

Inmitten der Waldungen, die zur Herrschaft des Grafen Dardo gehörten, lag die Oberförsterei von Domanin.

Der Oberförster Waldbom, dessen Vater und Großvater schon in der gräflichen Försterei angestellt gewesen waren, schaltete hier wie in seinem eigenen, ererbten Reiche. Er war mit seinen Bäumen aufgewachsen und kannte nichts Lieberes und Schöneres als seinen Wald.

Die Schwarzwälder Uhr im Flur des Forsthauses schlug die fünfte Morgenstunde, als der Oberförster in seinem graugrünen Rock vor die Haustür trat und mit befriedigtem Ausdruck dem Himmel zunickte, der wieder einmal ein Einsehen gehabt und den Morgen des zwölften Mai mit wolkenloser Bläue eingeleitet hatte. Es wäre ja auch ein Skandal gewesen, wenn der Himmel dem alten Waldgänger seinen Geburtstag hätte verregnen lassen.

Der Oberförster wurde heute einundsechzig Jahre alt, und seit fünfunddreißig Jahren war er es gewöhnt, daß seine Frau diesen Tag besonders feierte und daß er den Vorbereitungen zu dieser Feier in aller Herrgottsfrühe aus dem Wege ging. Er rückte den verbogenen, bräunlichen Filzhut aus der Stirn, und seine breite Brust hob sich in tiefem Atemzuge, wie er jetzt hinaus trat in die würzige Waldluft.

„Fuß, Waldmann! Fuß, Nimrod!“ rief er dem Tackel und dem Hühnerhunde zu, die ihm folgten und die auf diesen Befehl hin gehorjam dicht hinter den Füßen ihres Herrn blieben. Die Fichtenschonung, an der er vorüber kam, strömte ihm aus ihren leuchtendgrünen Nadelspitzen Harzduft entgegen, und auf den Kronen des Kiefern-Hochwaldes lagen die Sonnenstrahlen wie goldener Schimmer.

Ein Fasan ging mit trillerndem Laut aus der Schonung auf.

„Der erste Gratulant — gutes Omen!“ murmelte der Oberförster. Die Hunde hoben die Nasen — aber auf das energische „Fuß“ senkten sie wieder die Köpfe.

Der Morgengang des Oberförsters galt seinen diesjährigen Kulturen. Jetzt hatte er sie erreicht. Vor ihm dehnte sich eine weite Fläche aus, auf der ein ungeübtes Auge nur eine Mischung von Sand und schwarzer Erde erkannt hätte, aus der in ziemlich weiten Entfernungen einzelne, kerzengerade, nur am Wipfel mit Zweigen besetzte Kiefern emporragten. Erst bei genauem

Hinsehen entdeckte man allenthalben winzige Pflänzchen auf dem graugelben Boden. Vor zwei Jahren hatte hier das Holz gestanden, das nach dem neunzigjährigen Turnus des Forstbetriebes schlagbar war. Nachdem es bis auf die einzelnen stehen gebliebenen Samenkiefeln abgeräumt und die Wurzelstücke gerodet waren, war die Erde für die Aufnahme des künftigen Waldes vorbereitet worden, und dann hatte man die Kiefernplänzchen aus dem im Schutze des Hochwaldes gelegenen Samenkamp herausgenommen und in regelmäßige Reihen auf die Stelle des abgeholzten Waldstückes gesetzt. Das war die diesjährige „Kultur“, und der Oberförster blickte jetzt mit einem fast väterlichen Wohlwollen auf die winzigen, grünen Zweigspitzchen herab und freute sich, daß die Reihen nur wenige Lücken von trocken gewordenen Pflänzchen zeigten.

„Als Hochwald erlebe ich die Schonung ja nicht mehr“, murmelte der Oberförster, „aber in zwanzig Jahren wird sie schon recht stattlich sein, und auf achtzig hoffe ich es doch zu bringen. Freilich, daß keiner von meinen Jüngens dann meine Schonungen weiter pflegen soll, ist hart; aber die Räte, die soll mir wenigstens einen Forstmann heiraten!“

Er sah nach der Uhr. Er hätte gern noch die Eichen-schonung besucht, auf die er besonders stolz war, aber der Weg war zu weit, er durfte sein „Weibervolk“ nicht warten lassen, gerade heute. Er wollte später hinfahren, denn ansehen mußte er sie doch einmal wieder,

wenn er den Weg dahin auch bis jetzt vermieden hatte. Kein Mensch hatte geglaubt, daß Eichen hier wachsen würden, aber der Oberförster kannte seinen Boden, und jetzt war die Schonung zwölf Jahre alt, und ihr Gedeihen stand außer Frage, wenn — —

Mit diesem „wenn“ hatten die Gedanken des Oberförsters einen dunklen Punkt berührt.

„Die verwünschten Bohrlöcher!“ kam es mit einem tiefen Seufzer über die Lippen des Oberförsters, und seine freundlich und klar blickenden blauen Augen verdüsterten sich.

Diese Bohrlöcher waren der Schatten in seinem sonst so friedlichen Leben. Vor fünf Jahren hatte so ein superkluger Industrieller angefangen, an der Waldgrenze bohren zu lassen, und hatte die Leute verrückt gemacht mit der Aussicht auf eine Kohlengrube und kolossale Löhne. Der Oberförster hatte nie daran glauben wollen, aber wegen des Wildgitters, an den fremden Grenzen entlang, hatte er damals wieder einmal bei der Generaldirektion gründlich Lärm geschlagen. Und der alte Graf Dardo, der damals noch lebte, hatte schließlich seinen Wunsch erfüllt, obgleich der Generaldirektor Koller, der gerade neu in sein Amt gekommen war, es unnütz fand. Was verstand der überhaupt von Wald- und Wildpflege! Das Wildgitter war nun freilich auch das einzig Gute, was bei der Bohrrerei herausgekommen war; denn nachdem die Unruhe und Heidenwirtschaft bei den Bohrlöchern etwa acht Monate gedauert hatte,

zeigte es sich, daß der Oberförster recht hatte: die ganze Bohrererei lohnte nicht, man hörte auf damit. Die Arbeiter verließen sich und waren froh, wieder bei den Walдарbeiten anzukommen.

Jetzt, seit ein paar Wochen, war nun die Wirtschaft drüben wieder losgegangen, aber jetzt hatte es sich der Oberförster streng verboten, daß in seiner Gegenwart die Rede davon war. Er wollte sich nicht wieder halb tot ärgern, wie vor fünf Jahren, und er wartete in Geduld, daß der Himmel dem Greuel wieder ein Ende machen würde. Nur die Eichenschonung hatte er vermieden, weil die dort in der Nähe lag.

Aber heute an seinem Geburtstage faßte er den Entschluß, 'mal wieder nachzusehen und den Ärger nicht erst in sich aufkommen zu lassen, denn: „Das tust mir nicht an, lieber Gott, daß du mir das fremde Arbeitervolk meinen Wildstand ruinieren und den Rauch meine Bäume vergiften läßt“, murmelte der Oberförster und faltete dabei unwillkürlich seine breiten Hände.

Er hatte den Rückweg angetreten. Bald lag die Oberförsterei wieder vor ihm mit ihrem roten Dach, ihren grünen Fensterläden und dem mächtigen Hirschgeweih über der Haustür. Ein feiner Ruchenduft kam dem Oberförster entgegen, und in die Tür trat jetzt eine schlanke Mädchengestalt und spähte, in einer Hand einen Strauß Feldblumen und die andere zum Schutz gegen die Sonne über die Augen haltend, den Waldweg hinab, der nach der entgegengesetzten Seite führte.

„So, Käte!“ rief der Oberförster, und in seinen Augen blitzte es auf von einer so jugendlichen Fröhlichkeit, als ob nicht Krähenfüße und Fältchen von aller Art diese Augen umgeben und allerlei silberweiße Fäden sich nicht in des Oberförsters volles Haupthaar und in seinen braunen, dichten Bart gemischt hätten.

„Papa“, rief eine junge frohe Stimme ihm entgegen, und Käte eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme.

„Mein lieber, lieber Papa!“

Er küßte ihr die guten Wünsche von den roten Lippen und nahm den Strauß Waldblumen aus ihrer Hand, während sein Blick mit väterlichem Stolz über ihre blühende Gestalt glitt.

„Na ja, na ja“, sagte er lächelnd, „daß Jahr muß doch gut werden, erst der Fasan — und dann Du — und als dritter Gratulant die Mutter“, fügte er hinzu, sich zur Thür wendend, wo die Frau Oberförsterin soeben erschien; zwischen Frau und Tochter betrat er das Wohnzimmer. Da stand der „Streuseltuchen“ mit dem bunt bekränzten „Lebenslicht“ auf dem Frühstückstisch, und allerlei gestickte Herrlichkeiten umgaben die Tasse des Oberförsters. Er bewunderte alles und saß endlich im Gefühl seiner „Feier“ auf dem bekränzten Stuhl vor seinem Kaffee.

„Keine Nachrichten von Otto und Karl?“ fragte er.

Frau Gustel schüttelte den Kopf. „Mein kleiner Finger sagt mir, die kommen heute selbst zum Gratulieren!“ meinte sie.

Der Oberförster lächelte. „Kann sein, 's ist ja Sonntag — der Otto kommt gewiß mit seiner Frau, aber der Karl — der arme Maulwurf —“

„Ei was“, meinte Gustel, „den brauchst Du nicht zu bedauern, der Junge ist vergnügt wie nur einer, und neulich schrieb er, er hätte Aussicht, Obersteiger zu werden. Obersteiger — da kriegt er 6000 Mark Gehalt mit seinen dreißig Jahren — und wir haben's hier nicht über 4000 gebracht.“

„Luft und Licht lassen sich nicht bezahlen, Gustel, und die entbehrt er bei seiner Arbeit unter der Erde. Na, aber ich habe mich ja drein ergeben, wenn's mir auch nie lieb sein wird, nur — — das sage ich heute noch: der Karl wäre nicht Bergmann geworden, wenn der verwünschte Schulmeistersbengel, der Berga, nicht gewesen wäre, der ist mehr schuld daran als Du, Gustel, denn hier im Hause wäre ich am Ende noch gegen Dich aufgekommen; aber der Berga mit seinen Ideen saß ihm immer vor der Nase, schon in der Schule. Der Otto war darin gescheiter. Der hat sich von diesem Streber nichts vormachen lassen.“

„Na, Alter, sei gut und laß die alten Geschichten ruhen, 's ist ja ganz schön mit der Försterei — aber zu Gelde kommt man doch nicht dabei.“

„Haben wir nicht unser gutes Auskommen und sind wir nicht zufrieden? Was, Räte?“

Räte streichelte seinen Scheitel. „Freilich, Papa!“

„Na, da hörst Du's, Gustel.“

„Ja, Du und die Räte, Ihr versteht Euch natürlich, aber die jungen Leute heutzutage machen doch mehr Ansprüche ans Leben. Unser Otto freilich, der ist fein heraus mit dem Gute, aber so trifft es doch nicht jeder!“

Der Oberförster brockte ein großes Stück Streuselkuchen in seinen Kaffee.

„Wenn's die Jungens 'mal so haben wie ich, können sie zufrieden sein.“

Frau Gustel lächelte vor sich hin mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen, daß sie für ihre „Jungens“ denn doch etwas mehr Ansprüche machte. Ihr ältester, der Otto, schien diese Ansprüche mütterlichen Ehrgeizes auch zu rechtfertigen. Er war Landwirt, hatte das benachbarte Gut eines alten Oberamtmanns bewirtschaftet, dessen einzige Tochter geheiratet und war nun nach dem Tode des Schwiegervaters Rittergutsbesitzer. Der zweite Sohn, Karl, war auf dringenden Wunsch der Mutter und zum Verdruß des Vaters, der einen Forstmann aus ihm machen wollte, nach absolvierter Schulzeit zum Bergfach gegangen. Frau Gustel hatte eine Schwester, die an einen Betriebsleiter im Hüttenbezirk verheiratet war, und die Einnahmen des Schwagers, verglichen mit den Einkünften der Oberförsterei, hatten bei Frau Gustel den Ausschlag gegeben bei der Berufswahl ihres Sohnes. Sie war eine viel zu frohlebige Natur, um geizig zu sein, aber sie hatte doch eine gewisse Hochachtung vor Geld und Geldeswert, und da ihr „Alter“ ein sehr schlechter Rechenmeister war, so führte sie die Kasse, was ihre

Wertschätzung alles Mammons vergrößerte, während es bei dem Oberförster die Überzeugung befestigte, daß die „Geldquackeleien“ doch nur ein notwendiges Übel seien wie etwa die große Wäsche oder das Generalreinemachen, weshalb sie, sofern sie nicht die Forstwirtschaft beträfen, in das „Weiberressort“ gehörten.

Vor der Oberförsterei wurde das Rollen eines Wagens hörbar.

Käte sprang auf.

„Das ist Otto“, rief sie, und im nächsten Augenblick klangen die Stimmen der Ankommenden im Hausflur.

Der Oberförster folgte Käte und nahm mit einem strahlenden Lächeln die Glückwünsche von Sohn und Schwiegertochter entgegen, die sich mit an den Frühstückstisch setzen und den Geburtstagskuchen probieren mußten.

„Fehlt bloß noch der Karl, und der kommt sicher auch noch“, sagte der Oberförster, während er die frisch gestopfte Pfeife aus Kätes Händen entgegennahm. „Du soll mir einer sagen, wem's besser geht als mir!“

Und mit dem Ausdruck einer Kinderfreude schweiften seine Augen über den Kreis seiner Angehörigen durch das sonnige Zimmer mit seinen hellen Möbeln und weißen Fenstergardinen und hinaus zu den grünen Wipfeln, die durch die Fenster hereingrüßten.

Otto Waldow warf einen schnellen Blick zu seiner jungen Frau hinüber. Frau Emma begegnete diesem Blick mit einem ernststen, fast beschwörenden Ausdruck.

Otto verstand sie: sie wollten dem Vater die Geburtstagsfreude, die dieser sich mit so manchen anderen liebgewordenen Gewohnheiten bis ins Alter hinübergerettet hatte, nicht verderben, sie wollten schweigen, so lange als möglich. Nach dem Frühstück ließ der Oberförster anspannen und fuhr mit Otto hinaus in den Wald, um die Eichenschonung zu besuchen.

„Was hattest Du mit Otto?“ fragte Käte ihre Schwägerin, „Ihr seht Euch so sonderbar an.“

„Hast Du's bemerkt, Käthen — ach, ich möchte es dem Papa so lange als möglich ersparen — aber denke nur, es wird nun doch ernst mit der Kohlengrube.“

„Was Du sagst!“ rief die Oberförsterin, und Emma erzählte, daß die Aktiengesellschaft, die das Terrain erworben hatte, bei ihren tiefer geführten Bohrungen bedeutende Flöze und zuletzt sogar Kokskohle gefunden habe, so daß nun große Anlagen industrieller Art dort gemacht werden sollten.

„Kokskohlen!“ wiederholte die Oberförsterin, die durch ihren Schwager im Industriebezirk ein wenig orientiert war, „das ist ja was Seltenes und Hochgeschätztes hier in Oberschlesien, ist denn das sicher?“

Emma nickte. „Ja, bei uns ist das ganze Dorf in Aufregung, und es soll ganz sicher sein.“

„Na, das wollen wir dem Papa heut nicht sagen, das würde ihm den ganzen Geburtstag verderben.“

„Otto ist's auch gar nicht recht“, fuhr die junge Frau fort, „er sagt, unsere Arbeiterverhältnisse würden

dadurch ganz verdorben werden, die Leute würden alle hinlaufen, weil die Löhne höher sein werden, als wir sie zahlen können.“

„Ach“, meinte die Oberförsterin, „unser junges Arbeitervolk läuft ja jetzt doch nach Sachsen, ob sie dann in der Grube arbeiten oder mit der Bahn auf und davonfahren, um erst im Winter wiederzukommen, das bleibt sich gleich. Der Otto muß es halt machen wie die andern und muß Galizier kommen lassen zur Feldarbeit!“

„Die Galizier sind aber teurer als unsere Leute und müssen auch noch die Kost bekommen und Wohnung“, bemerkte Emma nachdenklich.

„Der arme Papa, draußen wird er es ja doch erfahren“, seufzte Käte.

Die Oberförsterin schwieg eine Weile. „Seht mal, Kinder“, sagte sie dann, als sei sie jetzt mit sich ins Reine gekommen, „er stellt sich das auch schlimmer vor, als es schließlich ist. Wenn sie hinter dem Walde die Kohlengrube auf tun, bis hierher kommen sie doch nicht, der Wald bleibt stehen, und was sie dahinter treiben, geht uns nichts an. Und unsere alten, eingerichteten Arbeiter aus der Waldkolonie, die werden auch nicht unter die Erde kriechen, die sind die Arbeiten in der freien Luft gewöhnt von Großvaters Zeiten her. Aber mehr Hühner werden wir anschaffen, Käte, und eine Kuh mehr aufstellen, denn Butter und Eier werden teuer werden, wenn mehr Menschen in die Gegend kommen.“

Und, resolut wie sie war, ging sie gleich mit den Töchtern in den Hof, um zu sehen, welche Einrichtungen sich da treffen ließen, damit die kleine Ökonomie vergrößert würde.

„Man wird das heimlich machen müssen“, sagte sie, „denn der Papa wird nichts davon wissen wollen, aber ich sage: Wald und Feld nährt heutzutage die Leute nicht mehr allein, und die Industrie ist gar keine Teufelserfindung, wie der Papa meint, sondern eine ganz gute Sache — und Kinder, wenn der Karl etwa an der neuen Grube angestellt würde — denkt doch, wie schön das wäre!“

„Wenn der Otto nur nichts sagt“, flüsterte Käte, sich an Emmas Arm schmiegend, „der Papa wird so unglücklich sein!“

Gegen Mittag kehrten die beiden Herren zurück. Käte lief ihrem Vater entgegen — ein Blick in sein Gesicht genügte ihr, um zu wissen: Otto hatte es ihm gesagt. Zärtlich schloß sie ihn in ihre Arme.

„Gräm' Dich nicht, Papa, es wird nicht so schlimm werden, wie Du denkst!“ flüsterte sie.

Er strich über ihren Scheitel.

„Laß nur, Käte, das verstehst Du nicht!“

„Aber siehst Du, Papa, der Wald und unser Haus und die Mama und ich, wir bleiben doch alle unverändert!“

Er machte sich von Kätes umschlingenden Armen los, und ein Zucken lief über sein wettergebräuntes Gesicht.

„Nichts bleibt hier unverändert, wenn die Industrie bei uns einzieht, nichts und niemand, als vielleicht ich — und gerade deshalb könnte ich mich ebenjogut gleich begraben lassen!“

II.

In der Schenke von Pronowitz herrschte an diesem Sonntag reges Treiben. Wie ein Lauffeuer hatte das Gerücht sich verbreitet, daß es nun doch Ernst würde mit dem Abbau der Kohlengrube. Das Terrain, auf welchem die Grube sich befand, hatte früher zum Gute gehört und war vor Jahren von einem spekulativen Kopfe käuflich erworben worden. Dem Unternehmer war dann das Geld ausgegangen, und so kam es, daß die angefangenen Arbeiten jahrelang nicht weitergeführt wurden. Dann hatten allerlei Spekulationen den Mann wieder in die Höhe gebracht, es war ihm gelungen, ein paar Kapitalisten für die Sache zu interessieren, und als die Bohrungen nun tiefer fortgeführt wurden, war man auf die Koksfohlen gestoßen.

Die Schenke war damals, als die Bohrungen begannen, neu gebaut worden und hatte mit ihrer stattlichen zweiten Etage und ihrem Schild „Gasthof zur Kohlengrube“ wie eine Verheißung auf bessere Zeiten dagestanden und stolz auf die Strohdächer und Holzhäuser des Dorfes herabgesehen. Dann, als die Ar-

beiten ruhten und der tiefe Waldfrieden wieder über der Gegend lag, hatte der Gasthausbesitzer Banferott gemacht, sein Nachfolger ersetzte das Schild mit der Kohlengrube durch eins „Zum grünen Baum“ und half sich dann schlecht und recht durch, über das für den hiesigen Verkehr viel zu große Haus schimpfend. Heute stand er strahlend vor der bekränzten Haustür und erzählte dem Landvolk, das sich in seltener Menge einfand, nun bräche das goldene Zeitalter herein und die Bauern würden sich wundern, was jetzt aus dem Dorfe werden würde. Und die Wirtin saß mit ein paar Gebatterinnen unter der Laube und berichtete, wie sie die zwei Fremdenzimmer, die bisher als Speicher gedient hatten, nun in der größten Eile habe wieder herrichten müssen, denn schon heute abend mit dem letzten Zuge kämen zwei „Herren“, die im Wirtshaus wohnen wollten, sogar telegraphiert hätten sie, ob hier ein Unterkommen wäre, und ihr Mann habe gar telegraphisch antworten müssen. Und sie zog die zerknitterte Depesche aus der Tasche und übersetzte sie in die polnische Sprache, die ihren guten Freundinnen und getreuen Nachbarinnen doch geläufiger war, als das Deutsche. Das gab ein Wundern und Vermuten, und die Depesche ging von Hand zu Hand. So etwas bekamen sonst doch nur die Herrschaftsleute, — ja, ja — aber jetzt würde das alles anders werden, mit der Depesche fing es an, und nun würden wer weiß was für gute Sachen unter die armen Leute kommen. Der Knecht hatte gleich den ersten Verdienst, denn der holte

die Herren von der Station ab mit seinem Korbwagen, und er würde drei Mark für den Wagen verlangen.

Drinne, in dem großen Schenzzimmer, an dessen weißgetünchten Wänden die Bilder Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks Pendants zu den Bildern des Papstes und des Fürstbischofs von Breslau bildeten, waren die Tische voll besetzt, und die verschiedensten Variationen gab es da über das Thema: nun wird hier alles ganz anders werden. Da führte der Josef Stanusch und der Hannes Gaschik das große Wort. Denn ihre Äcker grenzten zunächst an das Grubenfeld, und es war anzunehmen, daß die Aktiengesellschaft mehr Terrain kaufen würde.

„Ich wette“, sagte der Wirt, „die Herren, die eintreffen, kommen bloß deswegen, denn der eine ist der Markscheider Schadeß aus Kattowitz und der andere der Katasterkontrolleur Müller — was sollen die anders wollen, als Land vermessen? Und, Leute, das sage ich Euch, jetzt heißt es klug sein und sich nicht ein X für ein U machen zu lassen. Und wenn sie Euch jetzt sagen, Euer Sandboden da am Walde ist nichts wert und ein paar hundert Mark für den Morgen ist reichlich viel — glaubt's nicht! Tausende könnt Ihr jetzt verlangen, sie geben's Euch, es liegen ja Koksfohlen unter dem schlechten Acker!“

„Recht hast Du, Wirt“, rief Josef Stanusch, „und heut lassen wir 'was drauf gehen! Schade bloß, daß ich schon das ausgewinterte Korn umgeackert und Sommerfaat darauf gegeben habe — das hätte ich mir

sparen können; aber sie sollen mir's bezahlen, doppelt und dreifach!"

„Seht Ihr, daß ich der Klügste war!“ rief der Peter Mislmiez, der schon lange beim Schnaps geessen hatte und nun mit verglasten Augen um sich blickte.

Die anderen lachten.

„Ja, Du! Aus Klugheit hast Du Deinen Acker nicht unbestellt gelassen, sondern aus Faulheit.“

„Daß ich ein Narr sein werde und mich quälen, wenn nächstens das Geld hier auf der Straße liegen wird — und ich hab's eher gewußt, wie Ihr alle, denn ich kenne die Leute, die dort arbeiten —.“

„Ja, wie wir uns noch gequält haben mit Ackern und Säen, hast Du schon hier geessen und mit den fremden Leuten getrunken. Da kommt Deine Weisheit her und da hättest Du uns auch schon früher etwa sagen können.“

„Ich hab's ja gesagt, und Ihr habt mir nicht geglaubt.“

„Weil Du immer betrunken warst, wie soll man Dir da glauben?“

„Wer sagt das? Niemals bin ich betrunken, wer hat mich betrunken gesehen?“

„Ho, ho, vorigen Sonntag hast Du im Graben gelegen!“

„Das ist nicht wahr!“

Lauter und lauter waren die Stimmen geworden, vergebens legte der Wirt sich ins Mittel, um den aus-

brechenden Streit zu verhüten. Die Fäuste ballten sich gegen einander.

„Guten Abend, Leute!“ rief da plötzlich eine klare Stimme von der Eingangstür her. Alle Köpfe wandten sich dem Eintretenden entgegen. Er trug Herrenkleider, aber er sprach das Wasserpolnisch mit dem Accent der Eingeborenen und legitimierte sich auch sofort als solcher.

„Ihr kennt mich nicht wieder, aber die meisten von Euch sind sicher alte Bekannte von mir“, sagte er, „denn ich bin der Hannes Berga —“

Eine Bewegung entstand unter den Leuten.

„Der Schulmeisterssohn aus Pronowiz!“

„Der Pan Ingenieur.“

Hans Berga reichte einigen der Umstehenden die Hand und bestellte Bier und Schnaps. „Denn ich muß den Tag meiner Rückkehr in die alte Heimat feiern und Ihr sollt alle meine Gäste sein!“

„Hurra für den Pan Ingenieur!“ rief Peter Misliwiez, dem inmitten seines Halbrausches eine Erinnerung an seine Soldatenzeit kam.

„Ist der Josef Stanusch hier und der Hannes Gaschek?“ fragte der Ingenieur den Wirt.

Der rief die beiden heran und sie mußten sich neben den Ingenieur setzen.

„Wir sind doch noch zusammen in die Schule gegangen bei meinem Vater“, sagte dieser, „und nun sollt Ihr mir 'mal erzählen, wie es Euch geht.“

Die Bauern kratzten sich hinter den Ohren und begannen dann ein Klageduett über die schlechten Zeiten. Der Wirt brachte Schnaps und Bier. Der Ingenieur ließ fleißig einschenken und hörte teilnahmsvoll und geduldig alle Klagen an.

Nach einer Stunde etwa stand er auf, sagte, er habe sich gefreut, alle wiederzusehen, und nachdem er die Zeche bezahlt hatte, ging er hinaus in Begleitung des Josef Stanusch und des Hannes Gaschel.

Am späteren Abend kehrten beide noch einmal in die Schenke zurück mit geröteten Gesichtern und verschmiztem Lächeln, das zu sagen schien: nun sind wir gemachte Leute. Hans Berga hatte im Namen der neuen Aktiengesellschaft einen vorläufigen Kaufkontrakt mit ihnen abgeschlossen — 1800 Mark per Morgen — ein ungeheures Vermögen in den Augen der Bauern und ein gutes Geschäft für die Gesellschaft, deren Interessen Hans Berga zu vertreten hatte.

Peter Misliwiek saß noch immer in der Schenke beim Schnaps, aber er sprach jetzt nicht mehr zusammenhängend, er lallte nur noch.

„Tausend Mark müssen sie geben — tausend Mark — jeder — Morgen — tausend, tausend.“ — Er lachte und begann mit heiserer Stimme ein Soldatenlied, kam aber nicht über den ersten Vers hinaus.

Josf und Hannes sahen sich an. Josef zuckte die Achseln. Das Grundstück Peters kam wahrscheinlich garnicht mehr in Betracht, ihre Acker lagen günstiger,

und der Graf verkaufte ja auch Land an die Gesellschaft. Da hatte diese genug Grund und Boden, um die geplanten Anlagen ausführen zu können. Aber es geschah dem Peter recht, er war immer liederlich gewesen, während die anderen sich redlich abgequält hatten bei ihrer Arbeit.

III.

Inzwischen waren Otto und Emma nach Pronowiz zurückgekehrt. Die Sonne versank hinter den Wipfeln des Hochwaldes, es war ein Maiabend, so hell, duftig und warm, wie er ein Jägerherz erfreuen konnte.

Die Oberförsterin war in der Wirtschaft beschäftigt. Käte, die ihren Vater den ganzen Tag über nicht aus den Augen gelassen hatte, schlich sich in sein Zimmer. Er saß vor seinem Arbeitstisch, den Kopf in die Hand gestützt, ein Rechnungsbuch vor sich aufgeschlagen, in das er doch nicht hineinsah.

Leise trat Käte an seine Seite. „Papa, heute wäre ein Abend, um auf den Anstand zu gehen. Es steht sicher ein Bock auf der Skobronekwiese.“

Er schüttelte den Kopf; aber während er zu der Tochter aufsaß, schweifte sein Blick doch auch unwillkürlich durch das Fenster. Da winkte der Wald; die linde Luft, erfüllt vom Geruch des jungen Laubes und sprossender Kräuter, strömte herein; mit einer plötzlichen Bewegung sprang der Oberförster auf.

„Du hast recht, Räte, man soll die Feste nehmen, wie sie fallen, heute gehört mir noch der Wald!“

Er warf die Büchse über die Schulter. „Rusch Dich, Nimrod“, rief er dem Hühnerhunde zu, der zu den Füßen seines Herrn gelegen hatte und jetzt mit einem fröhlichen Aufheulen an ihm in die Höhe sprang; „heute bleibst Du zu Hause —“

Der Deckel, der bisher auf dem Fensterbrett gesessen und mit klugen Augen hinaus in den Wald geblickt hatte, wiederholte die Demonstration des Hühnerhundes.

„’s ist heut nichts, Waldmann“, wurde er beschieden, und mit eingekniffenen Schwänzen standen die beiden Hunde da und sahen mit einem fast menschlichen Aufseufzen ihrem Herrn nach, der das Zimmer verließ.

Räte hing sich an seinen Arm. Sie schritten über den Rasenweg an der Fichtenschonung entlang. Nach einer Weile blieb der Oberförster stehen.

„Zu denken, daß man untätig zusehen soll, wie das Verderben hereinbricht“, sagte er, und seine blauen Augen erschienen dunkel vor Erregung. Räte legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Wer weiß, ob es schlimm wird, Papa, noch stehen Deine Bäume gesund da, und höre nur — wie die Wildtauben gurren, die kümmern sich nicht um die Kohlengrube!“

Er drückte mit seiner breiten Hand ihr Köpchen an seine Schulter. „Kleine Grasmücke Du, zwitschere nur — am Ende weiß ich auch nichts Klügeres, als es

so zu machen wie Du und die Wildtauben, und mich um das nicht zu kümmern, was ich nicht ändern kann!“

Sie gingen schweigend weiter.

Plötzlich legte Käte den Finger auf den Mund. Über den Waldweg vor ihnen wechselte langsam ein Reh aus dem Hochwald hinüber nach der Schonung. Zwei — drei andere folgten.

Bewegungslos stand der Oberförster und seine Tochter, bis die Tiere verschwunden waren.

„Papa, das letzte war ein Bock“, flüsterte Käte. Der Ausdruck im Gesicht des Oberförsters war jetzt ganz Spannung und Aufmerksamkeit.

„Sie wechseln nach der Stobronekewiese, und der Wind weht uns entgegen — das kann was werden“; und er machte eine leise, abwinkende Bewegung mit der Hand.

Käte nickte, sie wußte schon, daß sie jetzt überflüssig war, und behutsam auftretend und jeden trockenen Zweig vermeidend, der etwa unter ihrem Fuße hätte knacken und die Rehe warnen können, trat sie den Rückweg an. Kurz vor der Oberförsterei bog sie aber in einen, die entgegengesetzte Richtung verfolgenden Waldweg ein, denn der Abend war zu schön, um schon nach Hause zu gehen. Eine Viertelstunde schritt sie hin, ganz mit dem Gedanken an ihren Vater und an seinen Kummer beschäftigt. Dann erregten stark duftende Maiblümchen, die zur Seite des Weges standen, ihre Aufmerksamkeit. Sie pflückte einen Strauß, setzte sich in das Moos und blickte zu den

Wipfeln empor, in denen das zärtliche Taubenpaar jetzt ganz in der Nähe gurrte. Rings um sie regte sich das Frühlingsleben in Knospen und Blüten, die Luft war erfüllt von jenem ahnungsvollen Duft, der, frisch aufgewühlter Erde und treibendem Grün entstammend, wie eine Verheißung kommender Sommerherrlichkeit den Wald im Frühling durchzieht, und über den Wipfeln zogen rosa Wölkchen über den blauen Himmel hin.

„O Lieb', o Liebe — so golden schön
Wie Morgenwolken auf jenen Höh'n —
Du segnest herrlich das frische Feld,
Im Blütendampfe die volle Welt.“

Käte flüsterte die Verse vor sich hin; sie wußte kaum, wie es kam, daß sie sie behielt, als sie neulich beim Staub abwischen in der „guten Stube“ den Band von Goethes Gedichten aufgeschlagen und gerade diese Strophen gelesen hatte; aber es lag etwas in dem Klange, das Käte berauschte.

„O Lieb', o Liebe — so golden schön —.“ Träumerisch blickte Käte zu den rosa Wölkchen auf — und zum erstenmal wurde ihr bewußt, wie seltsam es sei, daß sie mit ihren zwanzig Jahren noch nichts von Liebe wußte. Sie dachte zurück an ihre Kinderzeit. Es schien ihr, als habe die länger gedauert als bei anderen Mädchen. Sie war wild gewesen wie ein Junge, war auf die Bäume geklettert, um nach Vogelnestern zu sehen, hatte mit den Tieren und Pflanzen des Waldes auf kameradschaftlichem Fuße gelebt und Tränen vergossen, als die Mutter

erklärte, sie könne nicht mehr in ganz kurzen Kleidern einhergehen, sie sei erwachsen. Eine Verwandte der Mutter, die das Erzieherinnenexamen gemacht hatte und dann zu schwächlich gewesen war, um eine Stellung bei Fremden anzunehmen, kam in das Forsthaus, um sich in der Waldblust zu erholen. Sie blieb vier Jahre dort, und bei ihr hatte Käte gelernt, was sie wußte, und nebenbei hatte sie sich an der Seite der Mutter tüchtig in der Wirtschaft tummeln müssen. Lang aufgeschossen und mager, mit jungenhaften Bewegungen und Manieren war Käte den jungen Forstleuten, die ab und zu ins Haus kamen, immer mehr wie ein guter Kamerad, als wie ein junges Mädchen begegnet. Als sie achtzehn Jahre war, heiratete Otto die ebenfalls achtzehnjährige Emma. Käte erschien sich viel jünger als die Schwägerin. Auf der Hochzeit kam sie zum erstenmal mit jungen Leuten aus anderen Gesellschaftskreisen zusammen. Verschiedene Bettern Emmas waren Offiziere, einer besonders, ein flotter Husar, hatte auf Käte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie hatte sich nicht gerade in ihn verliebt — er hatte sich auch gar zu wenig um sie gekümmert — aber Käte dachte seitdem, daß der Mann, den sie einmal lieben würde, ähnlich aussehen, zum mindesten einen ebenso flott aufgedrehten Schnurrbart und ebenso lustige Augen haben mußte. Und etwas Besonderes mußte er auch sein, etwas ganz Besonderes! Denn das hatte Käte recht gut gemerkt, daß man sie so, wie sie war, nicht recht als voll betrachtete. Und da ihre Mutter seither auch immer

davon sprach, daß Rätens einstiger Mann doch in die Kreise ihrer Schwiegertochter hineinpaffen müsse, begann Rätens Phantasie, die bisher den realen Kreis ihrer Umgebung nicht verlassen hatte, ins Weite zu schweifen und sich eine Art von Märchenprinz auszumalen, der eines Tages kommen und um sie freien müsse. In ihrem Äußeren ging in dieser Zeit eine Veränderung vor. Die eckigen Formen verloren sich, sie wurde voller und rosiger. Aber obgleich sie frischer aussah als früher, fühlte sie sich jetzt manchmal ermüdet, und ihre Bewegungen wurden daher etwas langsamer und weicher. Dann kam eine neue Phase für sie. Sie begann die Träume von dem Märchenprinzen albern zu finden, und ihre Kinderliebe zu ihrem Vater, der bei ihren wilden Waldstreifereien ihr guter Kamerad gewesen war, begann eine schwärmerische Gestalt anzunehmen. Sie hatte sich in seinen Ideenkreis so hineingelebt, daß sie ihn besser als alle anderen verstand, auch besser als die Mutter. Sie war sich dessen bewußt, und gerade jetzt, wo er Kummer hatte, fühlte sie, daß sie ihm doppelt viel sein mußte. Mit einem ungeduldigen Aufseufzen beendete sie die Träumerei, in die die Erinnerung an die Goetheschen Verse sie versetzt hatte.

„Ich brauche die Liebe gar nicht“, murmelte sie, „ich habe den Papa, der mich so sehr liebt und der mich so nötig hat. Und ich werde bei ihm bleiben, immer, immer.“ —

Plötzlich kam ihr die Erinnerung, wie ihr Bruder heut nachmittag sein junges Weib geküßt hatte und wie

Emma errötet war, als Käte unerwartet ins Zimmer trat. Sie drückte ihre heißen Wangen in den Maiblumenstrauch, den sie in der Hand trug, und ihre Lippen berührten lieblosend die zarten Blüten. Dann fuhr sie mit der Hand darüber hin, als wolle sie die Spuren dieses seltsamen Kusses verwischen.

„Das ist ja alles Unsinn“, murmelte sie. Sie stand auf und ging über den Waldweg hin. Sie wollte sich gewaltsam zur Ordnung rufen.

„Ich muß nach Hause, die Magd denkt gewiß nicht daran, die jungen Puten vor dem Abendtau in den Stall zu bringen“, sagte sie sich.

Aber ihr Herz klopfte unruhig. Im nächsten Augenblick hatte sie die jungen Puten schon wieder vergessen und blickte mit einem wunderlichen Gefühl von Sehnsucht auf nach den rosa Wölkchen, die ihr vorhin die Goethe'schen Verse ins Gedächtnis gerufen hatten. Sie waren weiter gezogen, und Käte schien es, als sei es plötzlich viel dunkler im Walde geworden. Sie trat den Heimweg an. Da wurde eine rufende Stimme hinter ihr laut. Sie blieb stehen.

Eine kräftige, schnell ausschreitende Männergestalt kam über den Waldweg daher.

Der Fremde lüftete den Hut, einen Augenblick ruhten seine dunklen Augen wie prüfend auf Käte.

„Komme ich hier nach der Oberförsterei?“ fragte er.

„Gewiß“, antwortete Käte unbefangen, „da gehe ich hin.“

„Dann irre ich mich wohl nicht — Fräulein Waldow?“
Ein halbes Lächeln glitt über sein Gesicht, während sie ihn erstaunt ansah, und sogleich setzte er hinzu: „Mein Name ist Hans Berga“.

„Mein Gott!“ rief Käte unwillkürlich. Sie begriff nicht, wie der lang aufgeschossene, schwächliche Schulmeistersohn von Pronowiz, den sie freilich seit mehr als zehn Jahren nicht wiedergesehen hatte, nun als ein so breitschulteriger und zugleich so herrenmäßig aussehender Mann vor ihr stehen konnte.

„Ich hätte Sie aber nicht wieder erkannt!“ sagte sie ehrlich.

„Ganz sicher war ich ja meiner Sache zuerst auch nicht“, meinte er, „aber jetzt — nein, so verändert haben Sie sich doch nicht, daß ich Sie nicht mehr erkennen würde.“

Käte nickte lächelnd.

„Damit haben meine Brüder mich früher immer geärgert, daß sie behaupteten, ich hätte mein Kinder-
gesicht behalten — aber jetzt mache ich mir nichts mehr daraus!“

Im Auftrage Ihres Bruders Karl komme ich heute zu Ihnen“, sagte er, an ihrer Seite hinschreitend.

Sie sah ihn erschrocken an.

„Es ist Karl doch nichts passiert? Wir haben ihn heut den ganzen Tag erwartet!“

„Nein, Sie brauchen nicht zu erschrecken, es ist kein Unglück, sondern ein Glücksfall, der ihn verhinderte,

heut zu kommen — er soll Obersteiger in der neuen Grube hier werden — wir nennen sie ‚Glück-im-Wald‘ —.“

„So kommt er also wirklich hierher — Mama ahnte es schon —.“

„Ja, und heut stellt er sich dem Generaldirektor unserer Aktiengesellschaft vor. Deshalb konnte er nicht kommen — und er hat mich, einstweilen die Freudenbotschaft den Seinigen zu bringen — aber — Sie sehen so ernst darein — gar nicht, als ob Sie meine Nachricht als Freudenbotschaft auffaßten?“

„O doch“, erwiderte sie schnell, „ich freue mich darüber, daß Karl herkommt, und Mama wird sich auch sehr darüber freuen, daß er Obersteiger geworden ist, nur — sehen Sie, das alles mit der Grube, das ist noch so neu — und Papa kann sich noch so gar nicht drein finden —.“

„Ja, so!“ Er begriff plötzlich, weshalb das liebe Gesichtchen seiner Begleiterin sich verschattet hatte, trotz seiner guten Nachricht. Er hätte ihr so gern etwas Freundliches, Tröstliches gesagt, fand aber nicht gleich das rechte Wort, und sie fühlte, daß sie durch die Art, wie sie seine Botschaft aufnahm, ihn enttäuschte, und das tat auch ihr leid.

In diesem gegenseitigen Gefühl mitleidigen Verständnisses begegneten sich ihre Augen; Räte wandte den Kopf. Eine ihr sonst fremde Verlegenheit überkam sie. Und ein wenig befangen fühlte sich auch Hans



Berga. Aus diesem Gefühl und aus dem Wunsche heraus, von etwas anderem als von der Glückswald-Grube zu sprechen, sagte er: „Was für schöne Maiblumen Sie da haben. Wie lange ist es her, daß ich keine Maiblumen mehr sah — wenigstens keine so frisch gepflückten. Bei uns, im Rauch, wächst so 'was nicht.“

Kätes plötzliche Verlegenheit wurde von ihrem guten Herzen in die Flucht geschlagen. Sie reichte ihm einige der duftenden Blüten hin. „Wollen Sie sie!“

Er griff danach.

„O, ich danke Ihnen!“ Er nahm seinen Hut ab und steckte die Blumen daran, während seine glänzenden Augen Käte unverwandt ansahen.

„Es ist doch schön in Ihrem Walde“, sagte er mit einem tiefen Atemzuge, „wunderschön. Unsereiner weiß das doppelt zu würdigen.“

Mit einem leisen Schrecken dachte Käte an das, was ihr Vater gesagt hatte.

„Ist es denn wahr“, fragte sie, „daß der Rauch den Wald vernichtet?“

„O, nicht immer“, meinte er, „nur da, wo der ganze Boden unterwühlt ist, kann Wald nicht wachsen“.

„Und werden Sie hier auch den Boden unterwühlen?“

„Ich hoffe nicht, so viel ich weiß, liegen die Kohlenflöze nicht in der Richtung des Waldes.“

„Ach, bitte, sagen Sie das Papa“, bat Käte, „Papa ist so unglücklich — es hat ihm heute den ganzen Ge-

hurlsttag verdorben; ich tröste ihn ja, so viel ich kann, aber ich verstehe es doch nicht, wie das eigentlich ist mit der ‚Industrie‘, die der Papa für ein solches Unglück hält, und Sie kommen doch aus dem Industriebezirk, und wenn Sie ihm sagen, daß alles das nicht so schlimm ist —“

Hans Berga sah auf seinen Hut herab mit dem Maiblumenstrauß.

„Für den Oberförster würde es manche Veränderungen mit sich bringen, wenn größere Industrieanlagen hier entstünden“, sagte er, „aber er würde sich den Vorteilen, die sie mit sich bringen, auch nicht verschließen.“

„Glauben Sie das nicht“, rief Käte lebhaft. „Papa ist das Stillleben in und mit seinem Wald gewöhnt, nichts geht ihm darüber, und jeden, der ihm das stört, wird er als seinen Totfeind betrachten!“

Hans Bergas Hand glitt über die Maiblumen hin. Er schüttelte den Kopf.

„Das hoffe ich doch nicht“, sagte er. „Ich muß ja freilich zugeben, daß eine Idylle sich schlecht hält, da, wo wir hinkommen, aber unsere Zeit ist den Idyllen überhaupt nicht sehr hold. Der Urwald ist auch eine Art von Idylle, wenn man so will, aber Werte, die der ganzen Menschheit zu Gute kommen, bringt er nicht hervor. Da muß erst die Zivilisation kommen und roden und pflanzen und die rohe Naturkraft dem Willen des Menschen untertan machen, und sehen Sie, Fräulein Waldow, das ist auch unsere Aufgabe — wir zwingen die

Natur in den Dienst des Menschen, wir sind die Soldaten der Arbeit —.“

„Hier ist aber kein Urwald“, rief Räte. „Vaters Forstkulturen sind auch Arbeiten, die nützliche Zwecke haben —.“

Hans sah sie beifällig an.

Das kleine, eigenwillige Ding, das er einst gekannt hatte, war ja ein ganz verständiges Mädchen geworden, befangen natürlich in den Ideen des Kreises, in dem sie aufgewachsen war, aber gewiß auch einem erweiterten Verständnis zugänglich.

„Das ist ganz richtig“, sagte er, „wenn wir nun aber so viele Menschen im Lande haben, daß sie von dem, was der Grund und Boden hervorbringt, nicht mehr leben können, da müssen noch andere Werte, als die Erzeugnisse von Feld und Wald, geschaffen werden. Sehen Sie, Fräulein Waldow, ich bin ein Kind der Gegend, ich weiß, welches Elend in den abgelegenen Walddörfern herrscht, denn zu meiner Mutter, die eigentlich gar nichts wegzugeben hatte, kamen die Armen um Rat und Hilfe — und wie oft gab es bei uns nur Kartoffeln und Salz, weil die Not irgendwo im Dorf gar zu groß gewesen war und die Mutter wieder einmal mit der linken Hand fortgegeben hatte, was die rechte nicht wissen durfte, das heißt mehr, als eigentlich vernünftig war.“

„Das ist nicht mehr so“, sagte Räte, „jetzt bekommt jeder, der arbeiten will, auch Arbeit, ich weiß das von

meinem Bruder in Pronowiz, aber die Leute laufen ja fort, gehen nach Sachsen —.“

„Sie würden hier bleiben, wenn sie ausreichenden Verdienst hier hätten.“

„Bewahre, denn hier haben die jungen Arbeitsfähigen alte Eltern und sonstige Angehörige, die sie ernähren müssen von ihrem Verdienst; wenn sie nach Sachsen gehen, sind sie aber frei, und die Alten können hier verhungern oder die Gutsherrschaft muß sie füttern — deshalb gehen sie so gern nach Sachsen.“

Wieder nickte Hans beifällig.

„Ich sehe schon, Sie gehen mit offenen Augen umher, Fräulein Waldow“, sagte er, und ein warmer Ton, der Räte eigentümlich berührte, klang in seiner Stimme. „Das ist selten bei einem so jungen Mädchen.“

„O, so jung bin ich nicht!“

Er lächelte. „Zwanzig, denke ich, ich kann's doch nachrechnen!“

Nun lachte sie wieder und dabei freute es sie, daß er sie so „verständlich“ fand, denn zu Hause wurde sie doch immer noch als Kind behandelt, weil sie das „Nestkücken“ war.

Hans Berga aber begann den Ideengang, in dem er sich einen Augenblick unterbrochen hatte, fortzuspinnen.

„Sehen Sie, Fräulein Waldow, schon damals als Knabe war es meine fixe Idee, einmal hier irgend etwas anzufangen, was all dem armen Volk Verdienst gäbe.“

In Pronowitz mögen die Verhältnisse sich ja gebessert haben, aber in den Walddörfern, die zu dem gräflichen Güterkomplex gehören und wo keine Guts herrschaft ist, da ist die Not gewiß noch ebenso groß, als damals. Und nun soll Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle in die Gegend kommen; ich bin sicher, in ein paar Jahren gibt es keine Strohdächer und Holzhäuschen mehr in Pronowitz, und die Schulkinder gehen nicht mehr in Lumpen herum — und ich bin sicher, Ihr Vater wird sich mit unseren Unternehmungen ausöhnen.“

„Mit ‚unseren‘?“ wiederholte Käte und sah mit banger Frage zu ihrem Begleiter auf. „Gehören Sie denn auch zu den Leuten, die da auf dem Kohlenfelde arbeiten?“

„Ja, Fräulein Waldow, ich habe das Glück gehabt, von der ‚Gesellschaft‘ als leitender Ingenieur beim Bau des neuen Hüttenwerks engagiert zu werden!“

„Bei einem Hüttenwerk?“ wiederholte sie, „ach Gott, das soll ja noch viel schlimmer sein als die Grube —.“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und leise vor sich hinsprechend, sagte sie: „Ich ängstige mich so um Papa!“

Er blieb stehen und blickte sie mit warmer Teilnahme an. „Es tut mir sehr, sehr leid, daß ich nicht nur als Freudenbote in Ihr Haus komme, wie ich es gehofft hatte“, sagte er, und der frohe zuversichtliche Ton, in dem er bisher gesprochen hatte, war aus seiner Stimme verschwunden, „aber Ihr Herr Vater ist ein erfahrener

alter Praktiker, ich kann mir nicht denken, daß er sich uns und unserer Arbeit ernstlich feindlich gegenüberstellen sollte. Was in meiner Macht steht, um seine Interessen zu schützen, das soll natürlich geschehen, jede mögliche Rücksicht soll genommen werden —.“

Sie hatten die Oberförsterei erreicht. Das Pfortchen in dem von Pfingstrosen umrankten Gartenzaun stand offen, auf den Rabatten rechts und links blühten stark duftende, weiße Narzissen, und jenseits des frischgrünen Rasens zwischen Fliederbüschen mit ihren weißen und blauen Blütendolden stand die Frau Oberförsterin auf dem sauber gehaltenen gelben Kieswege und rief gerade: „Käte, Käte!“

Da trat die Gerufene in Hans Vergas Begleitung durch das Pfortchen.

Mit einem musternden Blick auf den Fremden kam die Oberförsterin dem Paare entgegen; aber sie vergaß das Mustern bald über den Neuigkeiten, die Verga brachte. Ihr Karl kam also richtig an die neue Grube, und mit einem so großen Gehalt — aber sie hatte es ja immer gesagt, bei der Industrie gab es noch etwas zu verdienen. Sie schickte Käte in den Keller, um eine Flasche Wein zu holen zu einem Willkommtrunk für den Gast, und setzte sich einstweilen mit diesem in die Lattenlaube, die jetzt noch ohne den Schmuck der rankenden Bohnen ausah wie ein großes Vogelbauer. Und nun hatte die Frau Oberförsterin erst Zeit, die anfängliche Musterung ihres Gastes wieder aufzunehmen. Zuerst

hatte sie auf seinen Namen garnicht geachtet, und es nötigte ihr eine gewisse Anerkennung ab, als der junge Mann ihre Fragen nach „Stand und Art“ beantwortete; aber diese Anerkennung erlitt einen Rückschlag, als bei diesem Examen herauskam, daß der fremde Vogel, den die Frau Oberförsterin da in ihrem Gartenbauer festgesetzt hatte, eigentlich der Sohn des Dorfschullehrers von Pronowik war.

„Was tausend — Sie sind es also“, — sie sah ihn mit einem sehr mißtrauischen Blick von der Seite an — „und jetzt sollen Sie das neue Hüttenwerk bauen“ — sie schüttelte den Kopf. Sie erinnerte sich wohl, daß der Schullehrer, der gemäß der Landessitte „Rektor“ genannt wurde, seinerzeit seinen Sohn auf das Gymnasium schickte, was Oberförsters bei dem knappen Gehalt des Lehrers töricht genug fanden. Dann aber hatte man die Bergas aus den Augen verloren, denn seit Ottos Heirat gehörte man doch in einen anderen Gesellschaftskreis, und man hatte ja ohnehin niemals mit einander verkehrt. Dann hatte Karl wohl ein oder das andere Mal mit Anerkennung von dem jungen Berga gesprochen; aber ihn nun auf einmal so als gemachten Mann vor sich zu sehen, wollte der Oberförsterin doch nicht recht in den Kopf, und da sie gern den Sachen auf den Grund ging, fragte sie: „Haben Sie Konnexionen bei der Aktiengesellschaft, die hier bohren läßt?“

„Ich weiß nicht, ob ich es so nennen darf“, antwortete er, „der Direktor Drowik war zuerst aufmerksam

auf mich geworden, weil es mir geglückt war, in dem Hochofenbetriebe, bei dem ich als Assistent angestellt war, einige praktische Änderungen zum billigeren Transport der Rohmaterialien einzuführen — maschinelle Vorrichtungen — nichts besonderes.“

Seine Antwort klang bescheiden, und doch empfand die Oberförsterin, daß ein tüchtiges Können hinter dieser Bescheidenheit stecken müsse, und unwillkürlich sagte sie: „Und wenn man denkt, daß Ihre Mutter Gedichte macht“ —

Hans vergaß Stirn rötete sich. „Meine gute Mutter hat über dieser kleinen Liebhaberei doch nie ihre praktischen Pflichten versäumt“, erwiderte er.

Käte kam gerade mit dem Wein zurück. Hans sah ihr entgegen, wie die zierliche Gestalt über den Kiesweg daher kam, während die Weingläser auf dem Tablett, das sie trug, leise klirrten. Und während er das liebe Mädchen ansah und dabei an seine Mutter dachte, wurde ihm ganz eigen warm um das Herz, und seine Stimme klang ein wenig bewegt, als er sagte: „Gerade meiner Mutter wegen ist meine Berufung in die hiesige Gegend mir eine so besondere Freude — meine Mutter ist eine seltene Frau, sie hat sich in ihrer bescheidenen, ja oft geradezu sorgenvollen Lage das Interesse und das Verständnis für hundert Dinge zu erwerben und zu erhalten gewußt, an die andere in ihrer Lebensstellung kaum denken. Und bei all ihrer Schwärmerei für gute Bücher ist sie doch das

beste Hausmütterchen, das man sich denken kann, und immer heiter und empfänglich für alles Schöne —."

Er hielt plötzlich inne, denn er bemerkte, daß die Frau Oberförsterin mit ein wenig erhitztem Gesicht den Wein einschenkte, aber über die Besorgnis, daß er im Lobe seiner Mutter zu viel gesagt haben könnte, beruhigte ihn Räte, deren Blick er in diesem Augenblick begegnete. Und in Rätes Augen stand es deutlich geschrieben: „das ist schön und recht, daß Du so von Deiner Mutter sprichst, und ich verstehe Dich!"

Hans Bergas Augen aber antworteten: „Ich danke Dir!" Und dann stießen sie mit ihren Gläsern aneinander und wurden beide ein wenig rot dabei.

„Auf Ihren Sohn“, sagte Hans, zu der Oberförsterin gewendet und sein Glas nochmals erhebend. „Glückauf für ihn und für die Glückimwald-Grube!"

Im Hause wurden die Hunde in einer besonderen, fröhlich klingenden Weise laut.

„Der Vater kommt zurück“, rief die Oberförsterin, während Räte aufsprang und eilig dem Hause zuschritt.

„Räte“, rief die Oberförsterin ihr nach, „auf Vaters Schreibtisch liegt ein Expresßbrief, gib ihm den gleich und dann kommt hierher, wir erwarten Euch hier.“

Räte war im Hause verschwunden. Hans ertappte sich auf dem Wunsche, ihr nachzueilen, und dann bei der Entdeckung, daß der Zauber der Waldbidyll, den er vorher mächtig empfunden hatte, mit dem Augenblick

schwand, wo Käte nicht mehr da war. Die Oberförsterin sprach noch dies und das, aber Hans war zerstreut und es schien ihm, als dufteten die Narzissen betäubend stark, es war, als lege ihr Duft sich wie eine Wolke um seine Stirn und hinderte ihn, so klar und scharf zu denken, wie es sonst seine Gewohnheit war. Am Ende verstummte auch die Oberförsterin. Es war ganz still in dem kleinen Garten, nur das Locken der Nachtigallen klang aus den blühenden Fliederbüschen.

„Ich begreife nicht, wo mein Mann so lange bleibt“, sagte endlich die Oberförsterin. Sie erhob sich und trat vor die Laube, Hans folgte ihr. Da kam Käte eiligen Schrittes aus dem Hause. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man ihr Gesicht nicht erkennen konnte, aber ihre Stimme klang verändert, und Hans strengte sich an, um zu erkennen, ob sie etwa geweint hätte.

„Seien Sie nicht böse“, sagte sie „aber der Papa kann nicht kommen — ich habe ihm alles gesagt — und dann kam noch der Brief dazu — er kann jetzt nicht mit Ihnen sprechen und — und es ist auch besser so!“

„Ist es denn eine schlechte Nachricht, die in dem Briefe steht?“ fragte die Oberförsterin.

„Es handelt sich um die neue Grube“, erwiderte Käte, und jetzt brach ihre Stimme wirklich in Tränen.

„Der Papa ist so unglücklich, ach bitte, bitte seien Sie ihm nicht böse!“

Und dabei streckte Käte Hans Verga ihre Hand entgegen, die weiß und blaß aussah in dem Halbdunkel des Maiabends.

Er erfaßte sie mit festem, warmem Griff. „Wie sollte ich Ihrem Vater böse sein!“ rief er, „es tut mir nur sehr, sehr leid, daß ich ihm, wenn auch nur mittelbar Kummer bereiten muß. Aber ich kann doch nicht anders — ich bin hier, um meine Pflicht zu erfüllen, und ich bitte Ihren Vater, mir das nicht persönlich nachzutragen.“

„Ja, das wird er nicht tun“, sagte Frau Gustel zuversichtlich, „aber er ist nun einmal so, es faßt ihn immer alles gleich so stark, das liegt in seiner Natur.“

Hans Verga nahm Abschied. Freundlich war's ja nicht von dem Oberförster, daß er Hans gar nicht empfangen hatte, aber er wollte mit dem Alten nicht rechten. Schnellen Schrittes ging er über den Waldweg der Chaussee zu, auf welcher er noch etwa eine Stunde zu gehen hatte, bis er das Ziel seiner Wanderung, das Schulhaus von Pronowitz, erreichte. Es war ganz dunkel im Walde, aber Hans wußte jetzt, daß er den Weg nicht verfehlen konnte. Tiefes Schweigen umgab ihn, denn im Kiefernhochwald gab es keine Nachtigallen. Hans Verga war so sehr an den Lärm, der die „Werke“ Tag und Nacht erfüllte, gewöhnt, daß diese Stille, in der er nur seine eigenen Tritte hörte, etwas befremdliches für ihn hatte. Und aus dem Dunkel, das ihn umgab, trat greifbar deutlich Kätes Gestalt vor seine Seele. In dieser weltabgeschiedenen Stille war sie aufgewachsen,

wie eine Waldblume. Hans nahm den Hut ab und atmete den Duft von Kätes Maiblumen ein, die noch daran steckten.

„Ja, wie eine Blume!“ wiederholte er, und ihm wurde dabei wundersam und bewegt zu Sinne. Ihm war, als hörte er wieder Kätes Stimme neben sich. So einfach kindlich und doch klug war alles gewesen, was sie gesagt hatte. Sie war nicht nur eine Blume. Sie hatte Verständnis für das, was Hans die „wirklichen Dinge“ nannte. Wie schön mußte es sein, in solch einem klugen Kindergemüt dieses Verständnis zu vergrößern — ein Weib wie Käte teilnehmen zu lassen an der harten Arbeit, die Hans Bergas Leben erfüllte, bei ihr auszu-
ruhen, frischen Mut zu tapferem Vorwärtsschreiten oder Trost bei Mißerfolgen zu suchen. In Gedanken erzählte er ihr sein ganzes Leben. Da war erst die Gymnasialzeit mit all den Entbehrungen, die ein schmales Stipendium und die noch schmalere Aushilfe von zu Hause nötig machten. Wie oft hatte Hans, mit Ausnahme der paar Freitische, die man ihm gewährte, nur von trockener Semmel gelebt — er begriff selbst nicht, daß er dabei gesund geblieben war; aber die Zauberformeln: „ich muß“ und „ich will“ geben wohl eine eigene Kraft. Mit achtzehn Jahren hatte Hans sein Abiturientenexamen gemacht, und als bester Schüler bekam er wiederum ein Stipendium, das es ihm ermöglichte, die Berliner Bergakademie zu besuchen. Dann endlich, mit einundzwanzig Jahren, war er in den

praktischen Betrieb eingetreten, zunächst als einfacher Arbeiter bei einem Hochofenwerke. Das war eine eigene Zeit gewesen, die stramme körperliche Arbeit Seite an Seite mit Leuten, die über diese Arbeit nicht hinausdachten und ihre freie Zeit so fest und sorglos verschliefen, wie müde Zugtiere, während Hans seinen Schlaf beschränkte, um den Büchern nicht ganz fremd zu werden. Man wurde aufmerksam auf ihn, schon nach einem Jahr wurde er Assistent des Betriebsleiters. Welche Seligkeit, als er die ersten paar Taler von dem Gehalt, das er bezog, erübrigen und der Mutter schicken konnte! Und von Jahr zu Jahr wurden diese Sendungen nun reichlicher, bis er eines Tages entdeckte, daß die Mutter keinen Pfennig für sich verbrauchte, sondern alles aufhob, „weil man doch nicht wissen könnte, ob er es nicht eines Tages brauchen würde“. Was Räte wohl sagen würde, wenn er ihr das erzählte?

Hans trat jetzt aus dem Waldesschaten heraus. Der Mond war inzwischen aufgegangen. Weiß beleuchtet und schnurgerade lag die Chaussee vor ihm. An die Chaussee grenzten die Felder mit ihren regelmäßigen, eckigen Formen, und zwischen den jungen Obstbäumen, die der Landrat anstelle der alten Pappeln rechts und links von der Chaussee hatte pflanzen lassen, lagen gleichmäßig aufgeschüttet kleingeflopfte Steine in länglichen, grabförmigen Haufen. Im Mondlicht verlor das frische Grün der Felder seine lebhafteste Farbe, alles erschien eintönig, regelmäßig und langweilig. Dabei wehte ein

frischer Wind Hans entgegen. Ernüchtert blickte er vor sich hin. Seine Gedanken flogen zu dem neuen Grubenfelde, er berechnete, wie die Bauten dort am vorteilhaftesten aufgeführt werden würden, und bald war sein Kopf nur noch erfüllt von Zahlen, zwischen denen kein Platz mehr war für Rätes Bild. Und wenn die Phantasia seines Herzens ihm den Waldweg verkürzt hatten, so nahmen seine Pläne und Berechnungen ihn jetzt dermaßen in Anspruch, daß er völlig achtlos an den Steinhäufen und jungen Bäumchen vorüberschritt und erst aufblickte, als Hundegebell an sein Ohr schlug und er erstaunt sah, daß das Ziel seiner Wanderung schon vor ihm lag. Hinter den mathematischen Figuren der Felder lagen die Häuschen von Pronowiz, halb versteckt von den mächtigen, im weißen Blüten schmuck schimmernden Kronen der wilden Birnbäume, die keinem altober Schlesischen Dorfe fehlen.

Hart an der Chaussee lag das Schulhaus. Aus der kleinen Wiese, die sich an den Gemüsegarten angeschlossen, ragte eine kreisrunde Erderhöhung empor, auf der ein mächtiges hölzernes Kreuz mit einer buntgemalten, blechernen Christusfigur stand. Das Haus selbst war noch eins von der alten Sorte, die nachgerade anfängt, selbst in Oberschlesien selten zu werden — ein langes einstöckiges Gebäude, mit Fachwerkwänden, kleinen, fast quadratischen Fenstern und einem hohen schwarzen Schindeldach. Man hatte es zur Wohnung des Lehrers ausreichend gefunden, während ein neuer Ziegelbau,

der die eigentlichen Klassenräume enthielt, seine roten Wände am andern Ende des Gartens erhob. Von der Chaussee aus führte ein Laubenweg, an dem im Sommer Wein und rotblühende Bohnen emporrankten, bis zur Tür des alten Hauses, die nur durch eine niedrige, ausgetretene Schwelle vom Erdboden getrennt wurde. Die Tür war fest geschlossen. Hans mußte ein paar Mal klopfen, ehe sie geöffnet wurde.

Es war die Frau Rektor Verga selbst, die ihren Sohn einließ. Sie trug ein braunes Wollkleid von einem Schnitt, der nur ihr eigentümlich war, und ein graues Wolltuch, das sie vorn kreuzweise über der losen Jacke festgesteckt hatte. Auf der kleinen, runden Figur saß ein Kopf, der einmal sehr hübsch gewesen sein mußte und aus dem die braunen, freundlichen Augen noch beinahe jugendlich lebhaft unter dem glatt anliegenden, von wenigen Silberfäden durchzogenen, dunklen Scheitel hervorsahen.

Sie legte den Finger auf den Mund.

„Der Vater schläft schon“, flüsterte sie, „komm' leise herein, mein Junge!“

Er schloß die Tür behutsam hinter sich, und sie ergriff die Lampe, die sie neben die Tür gestellt hatte, und mit der anderen Hand führte sie ihren großen Sohn, der für sie immer noch ihr Junge war, in das Wohnzimmer. Dort war auf dem Sofabett, das Hans geschenkt hatte, das Lager für ihn bestellt, und auf dem Tisch stand eine Flasche Bier, Butterbrot und Aufschnitt

friedlich neben einem aufgeschlagenen Bande von Schillers Gedichten und einem angefangenen Kinderstrumpf.

„Nun mußt Du mir aber viel erzählen“, sagte die Frau Rektorin, „denn als Du heute Mittag kamst, da ging alles zu eilig, und dann, wenn der Vater dabei ist und die Kinder — na, Du weißt schon —.“

Die „Kinder“, von denen sie sprach, gehörten ihrer ältesten Tochter an, die deren sechs besaß, was sich mit den Einkünften ihres Mannes, der ebenfalls Schullehrer war, nicht recht decken wollte. So waren zwei Fläschköpfe aus dem übervollen Nest immer bei der Großmutter.

„Ja, die Kinder“, wiederholte Hans, „darüber wollte ich schon immer mit Dir sprechen, Mütterchen. Du hast doch wirklich genug Plackerei in Deinem Leben gehabt und solltest Dich jetzt, wo Du's doch haben kannst, ein wenig ausruhen. Ich will ja sehr gern bei der Marie jetzt etwas nachhelfen, wegen der vielen Kinder, aber Du solltest Dich doch nicht mit den kleinen Dingen abquälen.“

Die braunen Augen der Frau Rektorin sahen den Sohn förmlich erschrocken an.

„Du wirst mir doch nicht die Kinder nehmen wollen? Nein, das darfst Du nicht, Hans! Das ist ja meine Herzensfreude, und eine Frau ohne Kinder —“

„Aber Du hast ja die ganze Schule voll, Mütterchen!“

„Ach, das ist doch nicht dasselbe! Wenn die Mädels auch zu mir in die Handarbeitsstunde kommen und da auch ein paar sehr liebe Dinger darunter sind — aber so recht was fürs Herz ist das doch noch nicht. Wenn die Stunde vorbei ist, gehen sie nach Hause, und da haben sie ihre Mütter und brauchen mich nicht. Aber unsere Kleinen: Omama, ich habe mich gestoßen — Omama, ich bin hungrig — oder ich habe mir das Kleid zerrissen, oder ich möchte das und möchte jenes — ja, da weiß man doch noch, daß man zu 'was nütze ist auf der Welt und daß die zwei Blondköpfe nicht auskommen können ohne die Omama. Und das Schmeicheln und Herzen — nein, die Kinder darfst Du mir nicht nehmen!“

Hans schloß die kleine Gestalt in seine Arme und legte seine Wange an ihren glatten Scheitel.

„Ich werde Dir doch nichts nehmen, was Dir Freude macht, Mütterchen, aber es ängstigt mich manchmal, daß Du Dir zu viel zumutest, denn siehst Du, ich bin auch noch da, und ich will auch noch 'was von Dir haben.“ Ihr ganzes Gesicht strahlte vor Glück.

„Ach Du, Du bist ja das Beste und Liebste, was ich auf der Welt habe!“ sagte sie, und die hellen Glückstränen schimmerten dabei in ihren Augen. Er küßte sie innig.

„Das sollst Du mir aber beweisen, Mütterchen, und sollst Dir von mir die zweite Magd halten lassen, die Du doch brauchst, und sollst das Wirtschaftsgeld hübsch für Euch verwenden und nicht zurücklegen.“

Sie versprach alles, was er wollte, und dann saßen sie zusammen bei dem einfachen Abendbrot, und er legte lächelnd die Hand auf den Schillerband.

„Du bleibst Deinen alten Lieben treu, Mütterchen!“

Sie lachte. „Freilich, ich habe das Buch aber nur zur Sicherheit daliegen, denn ich kann's ja so ziemlich auswendig, und wenn ich dann so abends noch ein Stündchen für mich allein sitze und die Strümpfchen für die Kinder stricke, da sage ich mir die schönen, lieben Gedichte immer wieder. Und siehst Du, wenn ich am Tage Ärger hatte oder der Vater 'mal besonders unwirsch war, daß man ihm nichts recht machen konnte — na, Du weißt ja, das kommt manchmal vor, und man muß ihm das nicht übel nehmen — ja, dann vergesse ich das alles wieder bei meinem Schiller, der ist dann so am Abend neben mir, wie ein guter alter Freund, und wenn ich zu Bett gehe und mein Abendgebet spreche, da bin ich dem lieben Gott doch dankbar, daß er mich wieder hat einen Tag erleben lassen; denn etwas Gutes und Liebes bringt schon jeder Tag, man muß nur nicht daran vorbeigehen und es übersehen.“

Hans legte seine Hand auf die fleißigen Finger der Mutter, durch die die Stricknadeln wieder glitten.

„Du bist der größte Philosoph und das beste Mütterchen zugleich“, sagte er „und das verspreche ich Dir, wenn ich Dir 'mal 'ne Schwiegertochter bringe — wenn sie auch nicht gleich so sein kann wie Du — Talent muß sie wenigstens haben, einmal so zu werden!“

Sie wehrte sich, — er könne ganz andere Ansprüche machen, behauptete sie, aber er lachte und sah dabei so besonders aus, daß sie plötzlich rief: „Hans, mein Junge, mit Dir ist 'was vorgegangen — denkst Du etwa schon an eine Bestimmte, wenn Du von meiner künftigen Schwiegertochter sprichst?“

Sie sah ihn an mit einem Gemisch von Angst und Glück.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Mütterchen, ich denke an kein bestimmtes Mädchen!“ sagte er.

Aber ein unbehagliches Gefühl von Schuldbewußtsein überkam ihn dabei. Ihm war, als habe er zum erstenmal in seinem Leben seiner Mutter gegenüber eine Unwahrheit ausgesprochen.

IV.

Am andern Morgen war Käte schon sehr zeitig aufgestanden. Sie wollte da sein, sobald ihr Vater das Schlafzimmer verließ. Ihr Mädchenstübchen lag im Giebel; leise stieg sie die Treppe hinab. Da sah sie, daß die Hunde nicht mehr vor der Schlafzimmertür lagen. Befremdet ging sie nach des Oberförsters Arbeitszimmer und öffnete behutjam die Thür. Da saß ihr Vater vor ihr, hatte den Kopf in die Hände gestützt und war so vertieft in das Schriftstück, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, daß er Kätes Eintritt überhörte.

„Papa!“ rief sie, „Du bist schon hier und am Schreibtisch — während draußen die Sonne scheint.“

Der Hühnerhund und der Tackel krochen unter dem Stuhle ihres Herrn hervor und gähnten Räte an, als wollten sie sagen, daß auch sie diese Verwendung eines schönen Frühlingsmorgens befremdlich fänden; aber Räte hatte nur Augen für ihren Vater, der bei ihrer Anrede mit einem so kummervollen Blick zu ihr aufgesehen hatte, daß sie eilig näher kam und die Arme um ihn schlang.

„Papa, mein lieber Papa!“

Er wies sie jetzt nicht von sich, wie er es gestern Abend getan hatte. Gestern durfte weder Räte noch ihre Mutter ihn ausfragen in betreff des Expressbriefes.

„Geschäftssachen wegen der Grube —“, das war alles gewesen, was er auf ihre Fragen antwortete, und er war so still und finster den ganzen Abend geblieben, daß Räte weinend zu Bett gegangen war, während ihre Mutter sich damit tröstete, daß er sich ja wohl darein ergeben und sich schließlich mit ihr über des Sohnes Beförderung freuen würde.

Jetzt legte der Oberförster einen Augenblick seinen Kopf an Rätes Schulter. Sie strich lieblosend über seine Stirn, und es schien ihr, als seien seine Augen und Schläfen eingefallen über Nacht, als sei er viel älter geworden seit gestern.

„Papa, ach Papa, sage mir doch, was Dir solchen Kummer macht!“ bat sie.

Er schlug mit der flachen Hand auf das Briefblatt, das vor ihm lag. Dann sprang er auf. „Recht hast Du, Mädel, wenn Du mich zur Ordnung ruffst“, sagte er, „und unwürdig ist's, daß ich hier sitze und beinah flenne, wie ein Weib — aber der Kerl — der Kerl — nah ja, sieh mich nur an — warum sollst Du's nicht wissen — — wir müssen ja alle Notiz davon nehmen — da —“ er wies wieder auf das Briefblatt hin — „da teilt mir der Herr Generaldirektor Koller ganz kurz mit, daß unser Graf 200 Morgen Wald an die Aktiengesellschaft verkaufen will, die da an der verfluchten Grube baut — 200 Morgen von meinem Wald, und ohne mich zu fragen, ohne Sang und Klang — alles zwischen dem Generaldirektor und der Aktiengesellschaft abgemacht — — denn der Graf muß ja doch in Wiesbaden sein, zu dem Rennen — und heute habe ich mit einem Vertreter von der Gesellschaft und dem Katasterkontrolleur die verkaufte Strecke zu begehen, d. h. der „Vertreter“ hat ganz die Auswahl, nach welcher Richtung hin er die 200 Morgen nehmen will — und mir ist doch gerade, als ginge es mir selbst ans Leben, wenn ich dabei an die Eichenschonung denke — diese Kerls, diese Federfuchser, diese Maulwürfe, die gar nicht wissen, wie einem Baume zu Mute ist, der gehegt und gepflegt in guter Lage wächst, so weit der Herrgott 's ihm erlaubt. Und gerade um das Grubenfeld — lauter Hamburger Balken wären's geworden, wenn man sie wachsen ließe, unser bester Bestand — und das erfahre ich erst im letzten

Augenblick, ich, der ich mit meinem Walde aufgewachsen bin —.“

Er war mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen, während die so lange zurückgehaltene Klage um seinen Wald jetzt unaufhaltsam über seine Lippen strömte. Jetzt stand er wieder vor dem Schreibtisch.

„Da steht's, in dem verwünschten Wisch — 2000 Mark kriegt der Graf für den Morgen — und dafür läßt er sich das Gefindel hier im Wald einnisten — zum Heulen ist's — wenn man nicht drüber lachen will — lachen über so einen Unverstand —.“

Er machte einen Versuch dazu, aber sein Lachen klang so, daß es Räte ins Herz schnitt und sie beide Hände auf seinen Mund legte. „Nein, nein, Papa, nicht so, denk' lieber daran, daß wir Dich nun um so mehr lieb haben werden, weil Du den Kummer mit dem Walde hast, und daß Du's bei uns vergessen wirst, wenn sie Dich draußen ärgern — und — und, Papa, so schlimm sind sie doch gewiß nicht alle, die da draußen arbeiten wollen —.“

Wieder wurde die Thür geöffnet, aber diesmal geräuschvoller als vorher.

„Mein Gott, was macht Ihr beide denn hier in der Kanzlei in aller Herrgottsfrühe?“ rief die Oberförsterin, auf der Schwelle stehen bleibend. Räte lief ihr entgegen und erzählte ihr in eiligen Worten, was den Oberförster so erregte. Sie schüttelte den Kopf.

„Na, weißt Du, Alter, frühstücken wir erst 'mal“, entschied sie dann, „so nüchtern sieht man alle Dinge schief an, und am Ende, bei einem Forstbestand wie der unsere, sind doch 200 Morgen zu verschmerzen.“

„Ja, wie man von zehn Fingern einen verschmerzen kann — weh tut es, und ob man dabei nicht eingeht oder doch die ganze Hand verliert, weiß keiner“, brummte er, aber die Oberförsterin hatte schon die Tür geschlossen, und Räte flüsterte:

„Sie weiß es ja auch, daß es Dir wehe tut, Papa, nur merken will sie es sich nicht lassen.“

Nach dem Frühstück fuhr der Oberförster hinaus nach dem Kohlenfelde. Je näher er der Stelle kam, je wehmütiger betrachtete er die Bäume, unter denen er dahin fuhr. Die äußerste Waldgrenze hatte er seit längerer Zeit vermieden, da er gehofft hatte, der „Arbeitergreuel“ würde sich wieder verlaufen, wie vor fünf Jahren. Jetzt sah er, sobald der Wagen den Wald verließ, einen Bau von neuen Brettern vor sich aufragen, vor dem eine Tafel stand mit der Inschrift: „Der Zutritt ist Unbefugten strengstens untersagt“. Unter dieser Tafel standen ein paar Arbeiter und blickten erwartungsvoll die Straße entlang. Als der Oberförster aus dem Wagen stieg, suchte der eine von ihnen sich hinter dem Rücken der anderen zu verstecken, aber die scharfen Augen des Weidmannes hatten ihn schon erkannt. Es war einer von des Oberförsters ständigen Arbeitern, einer, dem er aus größter Not herausgeholfen und für den

er seines intelligenten Wesens wegen ein besonderes Interesse hatte.

„Komm' einmal dort hervor, Woitek“, rief der Oberförster ihm zu. „Was machst Du hier? Warum bist Du nicht bei den Alastern?“

Woitek drehte seinen Hut zwischen den Händen, die anderen lachten.

„Hast Du das Sprechen verlernt?“ schrie der Oberförster ihn an. Da entschloß sich Woitek zum Antworten und stotternd kam es heraus: Die Löhne bei der Grube würden doch so viel höher sein, drei bis vier Mark könnte ein Mann da verdienen, und wenn er sich schon jetzt zur Arbeit meldete, würde man ihn dann berücksichtigen, und er hätte doch sechs Kinder und der Herr Oberförster möchte nicht böse sein, aber — — der Oberförster unterbrach ihn:

„Und wenn Du elend zu Grunde gehst in der Grube oder krank wirst, da soll ich wohl für Deine sechs sorgen, wie ich das sonst tue, wenn einem von meinen Leuten 'was zustoßt? Aber das sage ich Dir und das kannst Du all den andern sagen: wer von Euch einmal Arbeit dort“ — er wies mit erhobener Faust nach dem Bretterzaun — „dort genommen hat, der kann mit samt seiner Brut zu Grunde gehen, ich werde nicht den Finger heben, um ihm zu helfen — da gibt es keinen Vergleich und kein Mitleid — Ihr habt zu wählen zwischen denen da und mir — so wahr ich der Oberförster Waldow bin!“

Das klang wie ein Kriegsruß. Der Oberförster war beliebt, gerecht und menschenfreundlich, die Leute sahen

einander doch ein wenig verschüchtert an, und Woitek schien unschlüssig. Da erklangen die Stimmen der Arbeiter hinter der Bretterwand, ein Ruf, ein kurzes Lachen.

„Das war der Karol“, flüsterte einer dem Woitek zu, „der bekommt jetzt schon eine Mark und achtzig Pfennige Tagelohn.“

Ja, es wurde Ernst mit der Arbeit dort drinnen, und der Verdienst, der Woitek gegenüber von den gewohnten neunzig Pfennig Tagelohn märchenhaft hoch erschien, rückte in greifbare Nähe. Die Versuchung war zu groß — er lauschte den Stimmen und dem mancherlei Arbeitslärm hinter der Bretterwand — es half nichts, er mußte da hinein und würde sich noch heute bei einem der „Herren“ melden, die man erwartete. Der Oberförster war durch die Tür der Bretterwand verschwunden. Mit einem ingrimmigen verächtlichen Lächeln schritt er vorüber an den Stößen riesiger eiserner Röhren, wie solche gebraucht werden, so lange der Bohrer arbeitet. Große Holzbalken lagen dazwischen; auf dem einen waren in kleinen Häufchen die Proben des „Gebirges“ aufgeschichtet, das der Bohrer zu Tage gefördert hatte, und zeigten alle Schattierungen von hellem Lehm und Gerölle der oberen Schichten zum harten, grauen Sandstein, dem dunkleren Schieferton zum tiefen Schwarz der Kohle. Daneben war ein kreisrundes Wasserloch, angefüllt mit schwarzem Schlamm, eine Erdrinne führte zu dem hölzernen, schuppenartigen Gebäude, aus dem



noch das „Gestänge“, an dem der Bohrer gearbeitet hatte, emporragte. Jetzt sollte mit dem „Abteufen“ des Schachtes begonnen werden, der „Zimmerung“, zu der schon mächtige Stöße von Brettern und Balken bereit lagen. Einige Herren standen in der Nähe des Schuppens. Der dem Oberförster bekannte Katasterkontrolleur Müller trat ihm entgegen.

„Eine große Sache“, sagte er, dem Oberförster die Hand schüttelnd, „eine große Sache für die ganze Gegend — 290 Meter tief liegen die Koks- und Kohlenflöze — und sind wahrscheinlich von kolossaler Ausdehnung.“ Er stellte die anderen Herren vor: „Baumeister Malle, Betriebsleiter Otto, der künftige Direktor der Glückimwald-Hütte, Oberingenieur Berga.“ —

Hans verbeugte sich, unwillkürlich zuckte seine Hand dem Oberförster entgegen; da dieser aber keine Miene machte, die seinige auszustrecken, hielt er sich zurück. Der Oberförster schien ihn kaum zu beachten. Mit finster zusammengezogenen Brauen und einem Ausdruck, wie ihn etwa ein gefangener Heerführer im feindlichen Lager zeigen mag, stand er den Herren gegenüber.

„Nun, weshalb gehen wir nicht ans Geschäft?“ fragte er kurz.

„Wir warten noch auf den Hüttendirektor Drowitz, der als Stellvertreter der Gesellschaft zugegen sein wird“, antwortete der Katasterkontrolleur, „er ist beim Oberamtmann Keller abgestiegen, mit dem er verwandt ist, und hat sich wohl etwas verspätet.“ Der Oberamt-

mann hatte eins der gräflichen Güter jenseits des Waldrauhens in Pacht und galt allgemein für einen sehr tüchtigen und rationellen Wirt. Während man noch von ihm sprach, trat er in Begleitung des Direktors durch die Tür des Bretterverschlags. Er war ein riesiger, rotbackiger Mann mit intensiv blondem Haar. Man sah es ihm an, daß er einen derben Scherz und ein gutes Glas Wein zu würdigen wußte. Neben ihm kam der Direktor Drowitz auf die Gruppe zugeschritten, kleiner als sein Begleiter, mit schneeweißem Haupthaar und dunklen, jugendlich feurig um sich blickenden Augen. Er küstete den breitrandigen schwarzen Filzhut gegen die Herren hin, und das volle Haar fiel ihm dabei ein wenig in die schön gebaute kluge Stirn, die dem blassen, bräunlichen Gesicht einen bedeutenden Ausdruck gab.

„Ah — da sind Sie schon alle vollzählig; entschuldigen Sie die Verspätung — Herr Oberförster Waldow — ich irre wohl nicht —“ er streckte dem Oberförster seine Hand entgegen, die dieser mit einem gewissen Zögern nahm und kaum berührte.

Die dunklen Augen glitten schnell prüfend über die Gestalt des alten Jägers, dann spielte ein wohlwollendes Lächeln um den Mund des Direktors.

„Sie zürnen uns wahrscheinlich ob dieser feindlichen Invasion Ihres Waldterrains, Herr Oberförster“, sagte er, „aber wenn wir uns erst näher kennen lernen, werden wir schon den rechten Winkel finden, aus dem heraus wir die Welt in bester Eintracht zusammen betrachten können.“

Nun mußte der Oberförster doch aus seiner feindseligen Reserve heraustreten.

„Die Welt, in der ich lebe, ist von Ihrer Welt doch zu verschieden, als daß sich da verbindende Punkte finden ließen, Herr Direktor“, sagte er schroff.

„O, Herr Oberförster, wenn man gemeinschaftlich an eine Arbeit herangeht, soll man sich doch nicht den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen“, erwiderte der Hüttendirektor mit einem Anflug von humoristischer Laune. „Sie wissen, ich bin hier, um eine Waldparzelle von 200 Morgen zu dem schon von uns erworbenen Terrain hinzuzuerwerben — ist der Waldbestand, der an unser Terrain stößt, an allen Seiten derselbe, oder ist ein Teil Ihnen besonders wertvoll — ich nehme gern jede mögliche Rücksicht, so weit wir uns damit nicht ins eigne Fleisch schneiden.“

Der Oberförster zuckte die Achseln. Wäre der Kaufmann von Venedig ihm eine vertraute Figur gewesen, so hätte er geantwortet, daß es für diesen gleich gewesen sei, aus welchem Teil seines Körpers Shylock das fällige Stück Fleisch schnitte und daß er sich mit seinem Walde in der gleichen Lage befinde. Aber der Oberförster stand mit Shakespeare nicht auf vertrautem Fuß, wenn seine Empfindungen in diesem Augenblick auch denen des Kaufmanns von Venedig glichen.

Er dachte wohl an die Eichenschonung; aber ob diese nun gleich vernichtet wurde oder später durch den Rauch zu Grunde ging, blieb sich gleich. So schwieg er. Der

Direktor rief den Betriebsleiter Otto und Hans Berga.

„Sie haben sich inzwischen hier orientiert?“ fragte er. Herr Otto bejahte.

„Herr Berga und ich sind in allen Punkten einverstanden“, sagte er. „Es genügt vorläufig vollkommen, wenn Herr Berga dauernd hier bleibt und ich nur etwa alle acht Tage herüberkomme —.“

„Schön“, sagte der Hüttendirektor, „so hatte ich es mir auch gedacht. Wie steht es mit dem Landankauf?“

„Ich habe auf Grund unserer Vollmachten mit den beiden angrenzenden Bauern den Verkauf ihrer Äcker abgeschlossen; mit den 200 Morgen, die der Graf Dardo noch an die Gesellschaft verkauft, und dem Lande, das ohnehin schon zu dem Kohlenfelde gehört, dürfte das Terrain ausreichen, um das Hütten- und Walzwerk, die Wohn- und Arbeiterhäuser und späterhin die Koksofen aufzuführen.“

„Die Wasserverhältnisse sind ausreichend?“

„Vollkommen!“

Die scharfen Augen des Hüttendirektors überflogen das Terrain.

Dann zog er eine Karte aus der Tasche, rief den Katasterkontrollleur herbei und ließ sich von diesem noch einmal orientieren.

Der Oberamtmann baute inzwischen mit einigen Leuten aus umherliegenden Balken und Brettern eine Art von Tisch. „Da wird später gefrühstückt“, sagte er.

„Du fangt aber an, Kinder, Du hast ja doch schon die ganze Geschichte im Kopfe fertig, Drowitz, kokettiere doch nicht erst noch mit den Karten herum!“

Der Hüttendirektor hatte jetzt auch den Oberförster an die Karte herangerufen und zeigte ihm, welchen Teil des Waldes er für besonders geeignet für seine Zwecke hielt.

„Also, wenn es Ihnen recht ist, machen wir uns jetzt auf den Weg, Herr Oberförster“, schloß er seine Mitteilungen.

Der Oberförster sah auf die eisernen Meßketten, die dem Katasterkontrolleur nachgetragen wurden, ihm war, als ginge man zu einer Hinrichtung; da es aber außer seiner Macht stand, seine Bäume zu schützen, folgte er resigniert den andern, die jetzt zur Vermessung des verkauften Stückes schritten.

Der Oberamtmann blieb bei seinen Frühstücksvorbereitungen, und als er den Inhalt der verschiedenen, in seinem Wagen mitgebrachten Körbe ausgepackt hatte, setzte er sich auf einen Balken und wartete, eine gute Zigarre rauchend, auf die Rückkehr der andern. Als er einige Minuten dort gegessen hatte, trat Otto Walbow durch die Tür der Bretterwand. Der Oberamtmann begrüßte ihn ein wenig gönnerhaft, denn er berechnete den Kurzwert der Menschen, mit denen er in Berührung kam, nach der Steuerrolle, und da er um mehrere Steuerklassen höher stand als der „Rittergutsbesitzer“, glaubte er auf diesen dementsprechend herabblicken zu können.

„Na, Walbow, wollen Sie auch 'mal sehen, wie hier die Sachen stehen?“ fragte er.

Otto erwiderte seinen Gruß höflich aber etwas kühl. „Ich kam, um nach meinem Vater zu sehen“, sagte er, „er war gestern etwas erregt über die Nachricht von den Koksöhlen —.“

Der Oberamtmann lachte. „Ja“, sagte er, „das Geheimnis ist gut bewahrt geblieben, was? Gestern erst unter die Leute gekommen, nachdem der Preis mit dem Grafen schon vereinbart war — ein feiner Coup!“

„Wenn mein Vater sich mehr um die ganze Sache gekümmert hätte, würde sie ihn nicht so überrascht haben“, meinte Otto, „aber er wollte ja durchaus nichts davon hören und sehen! Sind die Herren noch nicht zurück aus dem Walde?“

„Nein, wie Sie sehen, ich warte mit dem Frühstück auf sie. Übrigens kolossale Sache für die ganze Gegend“, sagte der Oberamtmann, und da er sich langweilte und Ottos Gesellschaft ihm immer noch besser schien als gar keine, bot er ihm ein Glas Wein an.

„Stoßen Sie 'mal mit mir an auf das Gedeihen der neuen Industrie hier, Herr Walbow!“

„Das würde mir nicht von Herzen kommen, Herr Oberamtmann. Diese Industrie kann unser aller Ruin werden!“ erwiderte Otto.

„I was, reden Sie doch nicht so'n Zeug! Ich bin doch auch Landwirt und sage Ihnen, wenn Leute und Geld in eine Gegend kommen, ist's allemal ein Vorteil!“

„Aber die Arbeitslöhne werden bis ins Unererschwingliche steigen“, seufzte Otto.

„Na sehen Sie 'mal, das sind Sachen, mit denen man ohnehin rechnen muß. Glauben Sie, daß ich etwa mit meinen eingeborenen Leuten arbeite? Fällt mir nicht ein. Gestern sind meine fünfzig Galizier schon wieder eingetroffen für die Sommerarbeit, und wenn das nicht ausreicht, nehme ich Gefangene aus dem großen Gefängnis in G. Im Winter habe ich dann dafür kein unnützes Volk zu erhalten und brauche keine Arbeiten machen lassen, die eigentlich nicht nötig wären, bloß um den Leuten einen Verdienst zu schaffen. So müssen Sie es sich auch einrichten!“

Otto schlug mit seinem Spazierstock gegen seine Stiefelschäfte. Der Oberamtmann hatte gut reden, dem kam es nicht darauf an, einmal eine runde Summe in die Hand zu nehmen, wenn der intensive Betrieb seiner Wirtschaft es erforderte. Otto aber mußte von Woche zu Woche rechnen, um durchzukommen. Das Betriebskapital fehlte ihm, die paar tausend Mark, die sein Schwiegervater außer dem Gute hinterlassen hatte, waren für notwendige Bauten verbraucht worden, und jetzt war Otto froh, wenn das Gut sich erhielt und die landwirtschaftlichen und anderen Zinsen zu Johanni und Neujahr gezahlt werden konnten, denn Pronowik hatte, wie ein großer Teil der schlesischen Güter, landwirtschaftliche Hypotheken in Höhe von zwei Dritteln vom Tagwerte zu verzinsen.

„Sehen Sie, lieber Herr Waldow“, fuhr der Oberamtmann mit breiter Stimme fort, „man muß sich der Zeit anpassen und muß mit der Zeit fortschreiten. Als ich die Pachtung übernahm, habe ich noch Flachs gebaut als Geldfrucht. Wissen Sie, was ich jetzt neben dem Weizen baue? Klee, Futterrüben und als Stoppelfrucht Seradella, Senf und wie das Zeug sonst heißt. Und warum tue ich das? Weil ich meine Viehwirtschaft um das Dreifache vergrößert habe. Die ganze Milch aus meinen Ställen geht sofort per Fracht nach dem Industriebezirk. Sie sind ein Anfänger, warum soll ich Ihnen den guten Rat nicht geben — lassen Sie sich einen Stamm Breitenburger Kühe kommen und legen Sie sich auf die Milchwirtschaft. Die Geschichte hier wird werden — in ein paar Jahren sind Hunderte von Arbeitern hier beschäftigt. Milch, Butter und alles, was man sonst für den unmittelbaren Lebensunterhalt braucht, wird kolossal im Preise steigen, Sie sitzen hier dichte bei — ich sage Ihnen, Sie können ein reicher Mann werden, wenn Sie's richtig anfangen, und ich denke, das würde Ihnen ganz gut zu Gesichte stehen, was?“

„Ich habe bis jetzt nie geklagt, Herr Oberamtmann“, erwiderte Otto, dessen Stirn sich gerötet hatte, „und wenn ich auch nicht reich bin, die Freude an der eigenen Scholle ist auch etwas wert.“

Der Oberamtmann warf seine Zigarre fort. „Nu, wissen Sie, was das betrifft, mir ist eine gute Pachtung lieber als eine magere eigene Scholle — aber natürlich,

jedermann ist seines Glückes Schmied, und meinen Rat hätten Sie nicht so billig bekommen, wenn ich hier näher bei wäre. Aber für mich ist die Geschichte mit der Frachtversendung bequemer, und ich dachte, Ihnen könnt's nicht schaden, wenn ein alter Praktiker Ihnen einen Fingerzeig gäbe, wie Sie sich herausrappeln könnten, denn, nehmen Sie mir's nicht übel, aber von der Freude an der eigenen Scholle wird man nicht satt!"

In Otto kochte es von verhaltenem Ärger. Der Oberamtmann konnte wohl wissen, daß seine „Ratsschläge“ von Otto nicht befolgt werden konnten, weil diesem eben das nötige Betriebskapital fehlte, und es war Otto, als habe er sie ihm nur gegeben, um ihm den Abstand zwischen der eigenen ärmlichen Wirtschaft und dem Wirtschaften aus dem Vollen heraus, wie der Oberamtmann es betrieb, fühlbar zu machen. Eine spitze Bemerkung schwebte ihm auf der Zunge — da kamen die Herren von ihrer Waldumgehung zurück, und der Oberamtmann kam mit einer Behendigkeit, wie man sie seinem Riesenkörper gar nicht zugetraut hätte, von seinem Balkensitz herab. Im selben Augenblick schwebte auch schon sein Hut auf der Spitze seines Spazierstockes, und indem er denselben in der Luft tanzen ließ, rief er mit Stentorstimme: „Hierher die Herren, Wirtshaus zum fischen Gut — reine Weine, gutgepflegte Biere, bitte um zahlreichen Besuch!"

Lachend drängten sich alle um ihn, nur der Oberförster stand schweigend beiseite und Otto trat zu ihm.

„Ich bin hier, um Dich abzuholen, Papa“, sagte er. „Emma läßt Dich bitten, bei uns zu essen — Du siehst abgesspannt aus, es wird Dir besser sein, Dich bei uns aussprechen zu können.“

Der Oberförster nickte.

„Ihr seid gute Kinder, ja ich will kommen.“

Da trat der Hüttendirektor, dem der Oberamtmann gesagt hatte, wer Otto sei, an Vater und Sohn heran.

„Sie wollen uns Ihren Vater doch nicht entführen?“ fragte er, nachdem er sich bekannt gemacht hatte, und auf Ottos bejahende Antwort fuhr er lebhaft fort: „Das dürfen Sie nicht, und Sie müssen auch hier bleiben und uns ad oculus demonstrieren, daß Land- und Forstwirtschaft sich mit der Industrie verbinden und sich ihr nicht feindlich gegenüberstellen wollen — Ihr Vater ist vorläufig unser Gegner. Das habe ich reichlich Gelegenheit gehabt zu bemerken, aber sehen Sie, Herr Oberförster, und sehen Sie, Herr Waldow, man soll sich kennen lernen, ehe man gegen oder für einander Stellung nimmt. Ich bin kein Gegner der Landwirtschaft, im Gegenteil, ich erkenne ihre Berechtigung, ja ihre Notwendigkeit in vollstem Maße an, aber ich möchte, daß die Herren auch uns in unseren Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und das werden Sie sicher, wenn wir einander erst kennen. Also ich bitte, daß Sie bei unserem improvisierten Frühstück unsere Gäste seien. Sie dürfen mir das nicht abschlagen!“

Der Hüttendirektor lächelte, er wußte, daß man seinen Bitten meist mit einem „ja“ antwortete. So war es auch jetzt, denn trotz seiner tiefen Verstimmung war der Oberförster zu gerecht, um nicht das liebenswürdige Entgegenkommen des Hüttendirektors zu empfinden. Er erklärte noch „ein halbes Stündchen“ im Kreise der Herren bleiben zu wollen, und Otto schloß sich ihm an. Der Oberamtmann schnitt eine Grimasse, während er die Rheinweinflaschen entkorkte.

„Langweilige Geschichte“, murmelte er, „ich weiß nicht, wozu der Drowitz uns die Beiden auf den Hals läd't“, aber als er seine Flaschen aufstellte, machte er gute Miene zu dem, nach seinem Geschmack schlechten Spiel.

Hans Berga war an Otto herantreten und hatte an ihre alte Schulkameradschaft angeknüpft. Gerade diese Erinnerung aber war Otto fatal, denn der um zwei Jahre jüngere Hans war ihm immer um eine halbe Klasse voraus gewesen, und Otto hatte sich für diese Schulüberlegenheit stets dadurch gerächt, daß er Hans geflissentlich überfah, sobald die Ferien angingen. Die Entdeckung, daß es gerade Hans war, der als Ingenieur hierher geschickt wurde, war ihm fatal, und er begegnete daher Hansens freundlichem Entgegenkommen ziemlich kühl. Der Hüttendirektor hatte sich neben den Oberförster gesetzt und sein Glas an das des Oberförsters stoßend, sagte er: „Auf den Wald, Herr Oberförster, denn Sie wissen: wenn der Deutsche besonders gut ge-

stimmt ist, pflegt er zu singen: Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!"

Ein halbes Lächeln zuckte um die Lippen des Oberförsters, aber er schüttelte den Kopf.

„Das haben freilich weder die Herren Finanziers noch die Berg- und Hüttenleute getan, Herr Direktor“, sagte er, „denn die beschäftigen sich nur mit dem Walde, um ihn abzuholzen.“

„Erlauben Sie, Herr Oberförster, das Zerstörungswerk gilt doch höchstens dem Walde von heute; was aber den Wald von einstmal, den verwandelten Wald der Vorzeit betrifft, den bringen wir doch wieder ans Tageslicht“, rief Drowitz.

„Der fossile Wald, den wir heut' Steinkohle nennen, hat aber weder für den Waldschwärmer, noch für den Forstmann einen Wert!“ meinte der Oberförster, aber Drowitz gab sich nicht so leicht.

„Dafür bedeutet er eine Sparbüchse für die Menschheit“, sagte er. „Sehen Sie, bei uns und nach den bisherigen Ergebnissen wahrscheinlich auch hier, liegen unter einer Fläche von einem Morgen etwa 37 500 Kubikmeter Kohlen. Das repräsentiert — ach, Berga“, unterbrach er sich, „Sie Oberrechenmeister, rechnen Sie das mal aus — wieviel bleibt Reingewinn nach Abzug der Kosten für Grubenanlagen, Maschinen, Löhne usw.“

Hans Berga zog sein Notizbuch hervor und kitzelte mit dem Bleistift darin.

„Das ist ein Rechengenie“, sagte Drowitz, und dabei sah er zufällig Otto Walbow an, der neben Hans Berga saß. Ottos Stirn rötete sich. Das Wort traf ihn wie ein Vorwurf. Denn er war sich bewußt, daß das Rechnen von jeher seine schwache Seite ausgemacht hatte, und nun war es wieder der fürwizige Schulmeisterssohn, der ihm als leuchtendes Beispiel vorgehalten wurde.

„Was ist wohl der Höchstertrag der hiesigen Böden in der Landwirtschaft?“ fragte Drowitz Otto.

„In der Oberniederung, wenn man Zuckerrüben baut, kommt man auf einen Reingewinn von 60 Mark pro Morgen, bei den höher gelegenen Feldern hier am Walde kommt man auf weniger“, meinte Otto.

Hans Berga klappte in diesem Augenblick sein Notizbuch zu.

„Bei 37 500 Kubikmeter Kohlen pro Morgen stellt sich ein ungefährender Reingewinn von 56 000 Mark heraus, à $3\frac{1}{2}$ Prozent verzinst, ergibt das pro Jahr und Morgen 1960 Mark —.“

„Da haben Sie's“, rief Drowitz, 50 bis 60 Mark gegen 1960 Mark pro Jahr und Morgen — nun müssen Sie doch zugeben, daß ich mit der Sparbüchse recht habe, Herr Oberförster.“

Dem Oberförster und Otto wurde bei diesen Zahlen so wirr im Kopfe, daß sie nichts zu erwidern mußten. Der Oberförster hätte gern gesagt, daß Waldesluft und das freie und innige Zusammenleben mit und in der Natur Güter seien, die sich nicht in Mark und Pfennige

umrechnen ließen, aber er fühlte das nur dunkel, ohne den rechten Ausdruck dafür zu finden, und Otto versetzte das Nennen solcher Geldsummen in eine ärgerliche Erregung, denn er sagte sich, daß diese Summen hier in seiner unmittelbaren Nähe, auf dem alten Grund und Boden von Pronowiz verdient werden würden, daß er ausgeschlossen von diesem Goldregen blieb und daß doch ein Bruchteil davon genügen würde, ihn aller Kalamitäten zu entheben und ihm die Neuerungen zu ermöglichen, die er als notwendig empfand und für die er kein Geld hatte. Wäre alles geblieben, wie es bisher war, so wäre er ja durchgekommen und hätte sich gern ein bißchen gequält, um das Prestige als Rittergutsbesitzer aufrecht zu erhalten; faul war er nicht, auf etwas mehr Arbeit kam es ihm nicht an. Unter den Verhältnissen, wie sie jetzt begannen sich hier zu entwickeln, ahnte er aber Schwierigkeiten für sich, denen er auch mit gesteigerter Arbeitslast nicht begegnen konnte. Er würde sich abquälen von früh bis abends und würde dabei das Gut nur vielleicht gerade erhalten können, und der Schulmeistersohn saß mit seinem Notizbuch da und kritzelte sich mit seinen Rechnungen wahrscheinlich mitten in den Goldregen hinein, der von den neuen Unternehmungen ausgehen würde.

Und gerade in diesem Augenblick wandte Hans sich an Otto.

„Sie haben eine Ziegelei, nicht wahr, Herr Waldow?“

„Allerdings!“

„Und dieselbe liegt kaum eine halbe Meile von hier entfernt?“ fuhr Hans fort.

„Aha“, dachte Otto, „das wäre Dir gerade bequem zu den Bauten!“ Und ein Gefühl von Schadenfreude erfüllte ihn dabei, denn gerade in diesem Jahr hatte er die gesamte Produktion seiner Ziegelei an einige feste Abnehmer im voraus verkauft.

Er ließ Hans Berga nun erst mit seinem Vorschlag herauskommen, um ihm dann abschlägig zu antworten.

Hans fühlte die Gegnerschaft von Vater und Sohn Waldow, aber er meinte, ebenso wie der Hüttendirektor, daß diese Gegnerschaft unverständlich und daher zu überwinden sein würde. Er wurde dabei freilich nicht von den allgemein menschlichen und sozialen Beweggründen, wie Drowitz, beeinflusst, sondern von einem ganz persönlichen Gefühl, dessen er sich noch kaum bewußt war und das ihn dennoch in einer bestimmten Richtung vorwärts trieb.

„Sie sollten Ihre Ziegelei vergrößern“, sagte er zu Otto, „ein Ringofen könnte im Laufe des Sommers bei Ihnen gebaut werden, und die Anlage würde sich lohnen, denn wir werden auf Jahre hinaus Material brauchen, um unsere Bauten hier fertig zu stellen —.“

„Das wäre doch immerhin unsicher“, entgegnete Otto.

„Aber durchaus nicht, erlauben Sie einmal —“ und Hans zog schon wieder Notizbuch und Bleistift hervor, um einen „vorläufigen kleinen Überschuß“ zu machen.

„Ersparen Sie sich die Mühe, ich kann wirklich nicht daran denken“, rief Otto, den dieser neue Vorschlag, eine kostspielige Melioration vorzunehmen, vollends nervbös machte und dem die Vorstellung eine Genugtuung gewährte, daß die nächste leistungsfähige Ziegelei mehrere Meilen entfernt lag, der verhaßten neuen Anlage also durch seine Weigerung erhebliche Mehrkosten und Erschwerungen bereitet wurden. Sein Ton war dabei so unfreundlich, daß Verga verstummte.

Der Oberförster erhob sich jetzt. Er wolle seine Schwiegertochter nicht länger warten lassen, sagte er und empfahl sich.

Otto verließ mit ihm die Tafelrunde.

„Gott sei Dank, nun sind wir unter uns“, rief der Oberamtmann, „wenn ich nur wüßte, warum ein Mensch, der im Handeln so praktisch ist wie Du, Drowitz, immer so viel unnötige Sachen mit den Leuten redet!“

„Laß mir doch mein Vergnügen“, erwiderte der Direktor, „jede Meinung, die auf Überzeugung beruht, ist wert, daß man sie hört, und ich rede Dir auch nicht in Deine Wirtschaft hinein, obgleich ich glaube, daß Du zu viel künstlichen Dünger auf Deine Felder wirfst.“

Die anderen lachten. Dann fragte einer nach Karl Waldow.

„Wie kommt es, daß der Bergmann geworden ist, bei deroffenbaren Antipathie, die der Alte gegen das Fach hat?“

Der Katasterkontrollleur lächelte vor sich hin. „Die Frauen“, sagte er, „die Frauen! Und die Frau Ober-

försterin ist eine gute und tüchtige Frau und sorgt für ihren Mann, daß er sich nicht zu beklagen hat. Aber so'n bißchen regieren tut sie doch, und der Karl, das ist „ihr“ Junge, der Otto war immer mehr Vaters feiner. So ist's gekommen, daß der Karl Bergmann wurde und der Alte sich dafür immer mehr an den Otto angeschlossen hat.“

So war es in der That, und während die beiden Waldows jetzt in dem Sandschneider, der im Verein mit dem Fuhrwerk des Oberamtmannes hinter der Bretterwand gewartet hatte, nach Bronowitz fuhren, bestärkten sie sich gegenseitig in der Auffassung, daß die „Glückimwaldgrube“ mit allem, was darum und daran hing, ein Unglück für die ganze Gegend sein würde.

V.

Das sogenannte „Schloß“ in Bronowitz war ein schmuckloses einstöckiges Gebäude mit einer hölzernen Veranda vor der Haustür und rechtfertigte seine Bezeichnung in keiner Weise. Der Oberschlesier nennt aber ein= für allemal die Wohnung des Gutsherrn „Schloß“.

Frau Emma stand unter der Veranda, an der der Gärtner nach ihrer Anweisung die Ranken des wilden Weines aufband, als der Sandschneider vorfuhr.

Mit freundlichem Willkommengruße trat sie heran und geleitete ihren Schwiegervater ins Haus. Die von

der Frühlingssonne durchleuchteten Zimmer waren freundlich und wohnlich eingerichtet, und ein reicher Schmuck von Frühlingsblumen duftete überall aus Vasen und Gläsern.

„Die habe ich heute früh alle für Dich hergerichtet, Papa“, sagte sie, darauf hinweisend, „Du sollst einen freundlichen Eindruck bei uns bekommen und ein bißchen Deinen Ärger vergessen.“

Er strich über ihren blonden Scheitel hin. „Mein gutes Töchterchen!“ Sein Gesicht hellte sich dabei zu= sehends auf, denn die „Gutsbesitzerstochter“, die er zu= erst doch ein wenig als über seinem Stande stehend be= trachtete und die sich so warm und innig an die Familie ihres Vaters angeschlossen hatte und ihm so ganz töchter= lich entgegenkam, war ihm besonders ans Herz gewachsen.

„Nun bitte, erzähl mir einmal, was eigentlich auf dem Grubenfelde alles gemacht wird!“ bat Emma.

Otto zuckte die Achseln. „Kind, wir haben Ärger genug draußen gehabt“, sagte er, „jetzt reden wir nicht erst davon, Du verstehst es doch nicht und den Papa regt es bloß auf.“

„Darauf küm'm's nicht an“, rief der Oberförster, „aber nutzen tut das Reden freilich nichts, so wenig wie die guten Ratschläge, die sie dem Otto da gegeben haben. Ringofen bauen, Breitenburger Vieh aufstellen, Galizier verschreiben — 's ist erstaunlich, was die Leute klug sind!“

„Ja“, meinte Otto, „wenn sie mir nur auch 100 000 Mark dazu angeboten hätten, um diese schönen Meliora=

tionen auszuführen; aber die Gesellschaft kann höchstens die Landwirtschaft ruinieren, aufhelfen wird sie ihr nicht."

Emma seufzte. „Wenn Ihr nur schelten und klagen wollt, da hole ich lieber unseren Jungen, an dem gibt's wenigstens nichts zu tadeln.“ Sie schlüpfte aus dem Zimmer und kam gleich darauf mit ihrem einjährigen Bübchen zurück, das auf ihren Armen lustig fröhete, und dessen blaue Augen dem Großvater freundlich entgegenleuchteten.

„Da ist unser Brachtkind“, sagte Emma, „und sieh nur, Papa, die Augen hat er von Dir geerbt, der wird sicher auch 'mal ein guter Schütze.“ Und während sie halb kindisch und halb verständig zwischen Großvater und Enkel eine Unterhaltung vermittelte, vergaß der Oberförster für wenige Augenblicke seinen Kummer, und seine im Grunde sanguinische Natur lebte wieder auf in der Atmosphäre, die das Heim seiner Schwiegertochter erfüllte. Otto blieb ernst und zerstreut, er konnte über die Eindrücke des Morgens nicht so leicht hinwegkommen.

Emma wandte sich mit einer Neckerei an ihn, aber er konnte auf ihren Ton nicht eingehen.

„Ja Du“, sagte er, „wenn Du nur den Jungen hast, da bist Du zufrieden, aber unsereiner denkt doch etwas weiter!“

„D“, verteidigte sie sich, „wenn der Junge auch Kummer eins bei mir ist, da kommt doch mein ganzes liebes Pronowitz gleich dahinter und der Papa und ein gewisser Otto Waldow, das heißt, wenn er nicht schlechter

Laune ist! Nein, so eng wie Du meinst ist mein Gesichtskreis und mein Interesse gar nicht!“

Sie lachte dabei, mit zwei Grübchen in den rosigen Wangen, und ging dann hinaus, um das Mittagessen auftragen zu lassen.

Nach Tisch, als Otto aufs Feld ritt, um nach den Arbeitern zu sehen, führte sie den Oberförster in den Hühnerhof, wo sie allerlei besondere Arten von Geflügel zog, das vom goldgelben Küchlein bis zum ausgewachsenen Huhn um sie herum piepste und flatterte, und in den Gemüsegarten, wo die neuen Erdbeersorten in voller Blüte standen, und das Spalierobst, das sie selbst verschnitt und aufband, reichen Fruchtansatz zeigte. Und dazwischen sprach sie mit den Leuten in Hof und Garten, die sie so genau kannte wie ihre Küchlein und ihre Pflanzen. Sie stand hier mitten in der kleinen Welt, in der sie aufgewachsen war, mit der ihre Kindheits-erinnerungen sich verknüpften und von der sie ihre Zukunft erwartete, denn alles, was sie in diesem beschränkten Kreise schaffen konnte, würde einmal ihrem Sohne zu gute kommen.

„In drei Jahren wird er schon anfangen zu verstehen, was um ihn her vorgeht“, sagte sie, „ich freue mich so darauf, ihm dann alles zu erklären. Und sieh nur, Papa, die Bäumchen hier sind gerade so alt wie unser Walter, und wenn er groß sein wird, werden sie mächtige Kronen haben, und es sind alles die allerbesten Sorten, und wenn Walter dann zu den Ferien

nach Hause kommt, lasse ich eine hübsche Bank aufstellen, und da sitzen wir dann zusammen, und über uns blühen oder tragen die großen Bäume, die ich pflanzte.“

Der Oberförster hielt die Hand seiner Schwiegertochter in der seinen, er wurde wieder jung mit der jungen Frau, und wie zwei große Kinder, die mit gläubigem Herzen bereit sind, alle Frühlingsmärchen in sich aufzunehmen, schritten sie zwischen dem jungen Grün und den duftenden Blüten des Gartens dahin.

Da trat ihnen der Gärtner entgegen, und der „gnädigen Frau“ nach der Landessitte die Hand küssend, sagte er: „Der Pietrek ist heut nachmittag nicht in die Arbeit gekommen, und er ist doch zu Hause“.

Pietrek war der Staller, der, wenn er nicht bei den Pferden gebraucht wurde, Gartenarbeit zu verrichten hatte. Er war am Morgen mit Otto nach dem Grubenfelde gefahren, da der Kutscher in der Wirtschaft gebraucht worden war. Nun hätte er aber im Garten sein sollen.

„Wollen wir mal nachsehen, warum er nicht gekommen ist?“ fragte Emma.

Der Oberförster war's zufrieden.

„Man muß bei dem Pietrek immer ein bißchen nach dem Rechten sehen“, fuhr Emma fort, „er hat ein zu schlechtes Beispiel an seinem Vater. Du kennst ja auch den Peter Misliwieß, Papa!“

„Ach der faule Kerl, der immer betrunken ist — aber, Kinder, warum habt Ihr Euch auch gerade einen Jungen aus dem Nest in den Stall genommen?“

„Er hat eine so ordentliche Mutter, Papa, der zu Gefallen haben wir es getan.“

Sie hatten den Stall erreicht. Aus einem Strohaufen am Eingang ragten ein Paar große Stiefeln hervor.

„Da“, sagte Emma, darauf hinweisend, und mit der Fußspitze stieß sie an die Stiefeln. Da wurde es lebendig unter dem Stroh. Der rote Kopf eines halbwüchsigen Jungen kam zum Vorschein. Es war der Pietrek, der sich da förmlich eingegraben hatte in das Stroh, um einen Nachmittagschlaf zu halten.

„He, Kerlchen, was machst Du hier, warum bist Du nicht im Garten?“ fragte der Oberförster.

Der Junge rieb sich den Schlaf aus den Augen und das Stroh aus den Haaren, und auf wiederholte Fragen kam dann die Antwort heraus: der Kutscher vom Herrn Oberamtmann habe ihn ausgelacht, weil er Gartenarbeit mache. Erst habe er ihn ausgefragt, als sie zusammen auf der Chaussee warteten, und dann habe er gesagt, Pietrek sei ein Dummkopf, daß er für so wenig Lohn auch noch Gartenarbeit verrichte, das passe sich überhaupt nicht für einen, der mal Kutscher werden wolle.

Der Oberförster fuhr ihn heftig an, aber Emma legte begütigend die Hand auf des Alten Arm.

„Vorläufig bist Du noch lange nicht Kutscher, Pietrek“, sagte sie, „und der Kutscher vom Oberamtmann Koller gibt Dir nicht ein Butterbrot dafür, daß

Du Dich von ihm aufreden läßt; aber Deine arme Mutter würde sich schwer grämen, wenn sie wüßte, daß Du Deine Arbeit hier vernachlässigst, und sie hat schon Kummer genug, ohne daß Du ihr noch welchen machst. Und nun zieh' schnell Deine Stiefeln aus und laufe in den Garten, dann sage ich dem Herrn nichts davon, daß Du hier geschlafen hast, anstatt zu arbeiten."

Der Bursche, der zuerst trotzig dagestanden hatte, senkte bei der Erinnerung an seine Mutter den Kopf, und jetzt begann er stillschweigend die Stiefeln, die seinen ganzen Stolz ausmachten, ausziehen, um Emmas Anordnungen zu folgen.

Draußen wurde das Rollen eines Wagens hörbar. Es war das Fuhrwerk des Oberförsters, das er zu dieser Stunde zur Abholung bestellt hatte.

"Ich werde Dich ins Dorf begleiten", sagte Emma, "ich will den Rektor bitten, daß er den Jüngens ins Gewissen redet — ich habe neulich Vogelschlingen in unserem Garten gefunden."

Vor dem Schulhause verabschiedete Emma sich dann von ihrem Schwiegervater. Sie sah die lange hagere Gestalt des Rektors zwischen den Gemüsebeeten stehen und schritt auf ihn zu, um ihm ihre Bitte vorzutragen. Der Rektor behandelte die Angelegenheit steif, förmlich und umständlich, wie er in allen Dingen war, aber er versprach sein Bestes zu tun, und Emma wollte mit einem Gruß an die Frau Rektorin den Rückweg antreten, als diese selbst aus der Thür trat.

„Guten Tag, Frau Berga, wie geht es?“ rief Emma.

Die Frau Rektorin knirzte, machte sich von den runden Häufchen ihrer Enkelkinder los, die an ihren Rockfalten hingen, und kam durch den Laubengang auf Emma zu.

„Ach, gnädige Frau, es geht mir ja über alles Erwarten und Verdienen gut, ich weiß nicht, ob gnädige Frau es schon wissen, mein Sohn ist doch jetzt hier!“

Emma wußte nichts davon, und die Frau Rektorin erzählte in der überströmenden Freude ihres Mutterherzens von der Anstellung ihres Jungen bei dem neuen Werk.

„Und denken Sie nur, gnädige Frau, wie eine Freude doch nie allein kommt. Da bekomme ich heute früh einen Brief von meiner angebeteten Frau Gräfin — nächsten Sonntag soll ich sie wiedersehen, sie schickt mir den Wagen — ach, gnädige Frau wissen ja, daß die Frau Gräfin mein Ideal ist.“

Emma lächelte. Sie kannte die kleinen Überschwänglichkeiten der Frau Rektorin, über die schon ihr verstorbener Vater immer seinen Spaß gehabt hatte, aber die Frau war dabei so brav und achtungswert, daß sie ihr die Passion für die Dichtkunst und den schwärmerischen Ausdruck ihrer Verehrung für die verwitwete Gräfin Dardo zu gute hielt, ohne sie deshalb für „nicht ganz bei sich“ zu halten, wie die Frau Oberförsterin das tat.

„Na, da haben Sie gewiß wieder ein Gedicht gemacht für die Frau Gräfin“, sagte Emma. Die Rektorin wurde rot, wie ein junges Mädchen.

„Diesmal noch nicht“, erklärte sie, „und es wird wohl auch nichts damit werden; denn sehen Sie, gnädige Frau, in meinen alten Kopf geht nicht so viel Neues auf einmal, wie da jetzt hinein soll, wo ich mir doch Mühe geben muß, ein bißchen von dem zu verstehen, was mein Junge vor hat!“

„Weibliche Unzulänglichkeit im Auffassungsvermögen“, murmelte der Rektor, der meinte, der Gutsherrin das Geleite geben zu müssen, und der nun lang und steif wie ein Ausrufungszeichen zwischen den Frauen stand.

„Lieber Gott, man tut halt, was man kann“, meinte die Rektorin, „aber ich spreche meinen Sohn doch am ungestörtesten abends, und das ist doch auch die einzige Zeit, wo ich allenfalls mal dazu komme, einen Vers zu machen, na und da läßt sich das Dichten nicht vereinigen mit den Martinsöfen und dem Walzwerk, und den Geschichten von den Koksöfen und dem Teer und dem Ammoniak — ach, gnädige Frau, Sie glauben nicht, was mein Sohn alles vor hat.“

„Er erfüllt seine Pflicht in seinem Kreise, wie ich der meinigen obliege in meinem Wirkungsfelde“, ließ sich der Schulmeister vernehmen.

„Nun, das ist schön, daß sie solche Freude an ihrem Sohn haben, ich freue mich mit Ihnen“, sagte Emma

in herzlichem Ton. Sie wollte Abschied nehmen, da rief die Rektorin, die schon die ganze Zeit hindurch forschende Blicke zwischen den Latten des Laubenganges hindurch nach der Chaussee gerichtet hatte: „Da kommt der Hans, nun müssen gnädige Frau erlauben, daß wir ihn vorstellen — gnädige Frau kennen ihn ja von früher her, aber er hat sich doch sehr verändert in den letzten Jahren.“

Emma begrüßte den Näherkommenden.

„Ja, freilich, ich hätte Sie nicht erkannt!“ sagte sie, in das gebräunte Männergesicht blickend, in dem nichts mehr an den etwas lang und schwächling aufgeschossenen Gymnasiasten von einstmalß erinnerte. Sie war mit den Schulmeistersleuten doch nur immer selten in Berührung gekommen, und Hans war dann nicht gerade zu Hause gewesen. So kam es, daß sie ihn, seit sie erwachsen war, nicht wiedergesehen hatte.

Jetzt interessierte sie die Begegnung um so mehr, als sie ihr Gelegenheit gab, etwas Genaueres über die Arbeiten auf dem Grubenfelde zu erfahren, über die weder ihr Schwiegervater noch ihr Mann ihr Auskunft gegeben hatte.

„Und was sollen Sie nun eigentlich dort machen?“ fragte sie, nachdem er ihre ersten Fragen in betreff der Kohlengrube beantwortet hatte. „Haben Sie denn auch bei der Grube zu tun?“

„Es handelt sich nicht nur um die Grube, die doch erst in etwa fünf Jahren in Produktionstätigkeit sein

dürfte“, erwiderte er. „Unsere Gesellschaft beabsichtigt ein Eisenhüttenwerk hier anzulegen.“

„Aber ich denke, es handelt sich doch hier um Kohlen und nicht um Eisen?“ fragte Emma erstaunt.

Er setzte ihr auseinander, daß dies allerdings der Fall sei, daß der verhältnismäßig billige Preis des Bodens, die günstigen Wasser- und Arbeiterverhältnisse und die geringe Entfernung von der Bahn die Gesellschaft aber veranlaßt habe, an den Bau eines Hüttenwerkes zu gehen.

„Aber wir haben ja gar keine Station hier“, sagte Emma, „mein Vater wollte keine auf seinem Grund und Boden und hat es ja auch damals durchgesetzt, daß die Bahn glatt vorbeifährt.“

„Der Schienenstrang ist da, das ist die Hauptsache, die Station bekommen wir dann schon“, erklärte Hans Berga, „und das Anschlußgeleis, das wir bauen müssen, ist nur ein Kilometer lang; auch in dieser Beziehung liegen die Verhältnisse sehr günstig!“ Emma sah bedenklich vor sich hin.

„Nun begreife ich, warum der Papa so unglücklich ist“, sagte sie, „Bahnverkehr, Menschen und Rauch, wie soll das alles sich mit seinem Wald vertragen!“

„Eigentümliche Komplikation!“ brummte der Schulmeister.

Die Rektorin sah ganz erschrocken zu ihrem Sohne auf. Bisher war ihr alles, was mit der neuen Grube zusammenhing, im rosigsten Lichte erschienen. Und nun

hörte sie, daß der Oberförster Waldow über das, was sie für eine Quelle reinsten Glückes hielt, unglücklich war.

Hans suchte Emma zu beruhigen und die Vorteile, welche die neuen Anlagen mit sich brachten, gegen die Nachteile abzuwägen.

Über alle dem hatte man sich auf die Bank, die unter dem Laubengange stand, gesetzt, und als Emma endlich an den Rückweg dachte, war sie erschrocken über die vorgerückte Stunde.

„Du möchtest doch die gnädige Frau bis zum Hofe begleiten“, sagte die Rektorin zu Hans, und Emmas Abwehr nützte ihr nichts. Am Ende machte es ihr auch Freude, mit dem jungen Manne, dessen einfache, verständliche Darstellungsweise der „Dinge, die da kommen sollten“, ihr gefiel, weiter zu plaudern.

So schritt sie in lebhaftem Gespräch an seiner Seite hin und bedauerte es fast, als sie die Pappelallee, die direkt auf den Gutshof zuführte, erreicht hatten und Hans Verga an seinen Hut griff, um sich zu empfehlen.

Sie reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, wir sehen Sie einmal bei uns“, sagte sie unwillkürlich dabei.

„O, Pan Ingenieur!“ rief in diesem Augenblicke eine rauhe Stimme dicht neben ihnen, eine schmutzige Hand griff nach Emmas Fingern, und der Mann, der sich mit seinen harten Bartstoppeln zum Handkuß darüber neigte, war von einer förmlichen Wolke von Branntweindunst umgeben.

Emmas Brauen zogen sich unwillkürlich zusammen, aber gleich darauf sagte sie in dem ruhig freundlichen Ton, in dem sie immer zu den Leuten sprach: „War't Ihr bei Eurem Sohn, Peter Misłowież?“ Der Bauer zwinkerte mit seinen roten Augen.

„War ich bei Pietrek“, sagte er in seinem unbeholfsenen Polnisch-Deutsch, „aber hab' ich schunt gesehe Pan Ingenieur — muß ich sprechen mit Pan Ingenieur, mit der mosz pana (gnädigen Frau) auch muß ich sprechen — geht ja nicht so, Pan Ingenieur, haben Sie schon gekauft Acker vom Stanusć und vom Gasćek, und ich wart' ja schon lange darauf und haben Sie nicht gekauft Acker von mir — müssen Sie kaufen auch, ist gerade so gut wie dem Stanusć und dem Gasćek seiner —“

„Wir haben jetzt Boden genug für unsere Bauten, wir brauchen Euren Acker nicht mehr“, erwiderte Hans.

Ein giftiger Blick aus den kleinen, zwinkernden Augen traf ihn, aber gleich darauf nahm der Mann wieder eine unterwürfige Haltung an.

„O procham (bitte), kaufen Sie meine Acker, können Sie doch brauchen meine Acker, und muß ich ja schon sterben, wenn nicht friege Geld, hab' ich ja schon nichts zum Leben.“

„Laßt das Trinken sein und kommt zu uns und nehmt Arbeit, da werdet Ihr genug zum Leben haben“, sagte Hans in etwas ungeduldigem Tone, „den Acker brauchen wir nicht.“

O Pan Jesus, swienta (heilige) Maria, erbarme Dich, wart' ich schon so lange auf den Acker und wollen Sie nichts bezahlen dafür, o mosz pana, müssen Sie geben mehr Lohn zu dem Pietrek, verdient er ja zu wenig, von was soll leben altes Vater, wenn nicht verkauft Acker, und Pietrek hat ja so wenig Lohn!" Er küßte Emmas Rock und schien sie nicht los lassen zu wollen.

„Ihr seid ja ein unverschämter Passagier“, rief Hans, dem jetzt völlig die Geduld riß, „gleich laßt Ihr die gnädige Frau los und trollt Euch Eurer Wege!“

„O Pan Ingenieur, o mosz pana!“

„Fort mit Euch und schlaft erst Euren Rausch aus“; er hob drohend seinen Stock gegen den Zudringlichen. „Kommen Sie, gnädige Frau, ich bringe Sie nun bis an den Hof, der Mensch ist ja wieder ganz betrunken.“

„Es ist ein Elend mit dem Misliwiez“, seufzte Emma, während sie an Hans Bergas Seite dem Hofe zuschritt.

Peter Misliwiez sah ihnen nach, seine kleinen Augen sprühten vor Wut und Haß.

„Nu, das wär' ja noch schöner“, murmelte er, „wird der Hannes vom Schulmeister jetzt den Stock heben und sagen zu mir: mach daß Du fortkommst!“ Er ballte die Fäuste, und eine Flut von polnischen Schimpfwörtern kam über seine Lippen.

Von der Chaussee her bog ein Reiter in die Pappelallee ein. Misliwiez erkannte den Gutsherrn. Sofort nahm er wieder seine demütig unterwürfige Haltung an

und blieb mitten im Wege stehen. Der Ärger über Bergas Abweisung hatte ihn fast ganz ernüchtert.

„Wenn der gnädige Herr mir erlauben möchten“, sagte er in polnischer Sprache, dicht an den Reiter herantretend.

Otto hielt sein Pferd an. „Was gibt es, Misliwieß?“

„Der Pan Ingenieur Berga hat nicht erlaubt, daß ich die gnädige Frau darum bitte —.“

„Was redet Ihr da, seid Ihr wieder betrunken?“

„Ach, gnädiger Herr, keinen Schluck Schnaps hab' ich genommen seit zwei Tagen, ich habe ja kein Geld dazu, und da wollte ich die gnädige Frau bitten, Sie möchten doch dem Pietrek etwas Lohn zulegen, denn sie werden jetzt doch alle mehr Lohn hier kriegen, aber der Pan Ingenieur hat seinen Stock gegen mich gehoben und ist weiter gegangen mit der gnädigen Frau und hat mich weggejagt wie einen Hund, und er ist doch nicht der Herr hier, sondern Sie sind der Herr.“

Die Branntweingeister umnebelten Peter Misliwieß' Sinne nicht genug, als daß er nicht bemerkt hätte, wie Ottos Augen zornig aufblitzten, und die Überzeugung erleuchtete ihn plötzlich, daß der „gnädige Herr“ dem Pan Ingenieur nicht gewogen sei und erfüllte ihn mit Schadenfreude.

„Und da habe ich gedacht, ich will lieber den gnädigen Herrn bitten“, fuhr er in seiner Rede fort; Ottos Finger zuckten unruhig am Zügel. „Es ist gut, ich werd's über-

legen“, sagte er und ritt in etwas schnellerem Tempo als bisher dem Hofe zu.

Da sah er auf dem Feldwege, auf den man von dieser Seite aus nur durch den Garten gelangen konnte, eine hochgewachsene Männergestalt dem Dorfe zuschreiten. Er war nicht sicher, aber er vermutete, daß es Hans Berga sei, und er begriff nicht, wie dieser dazu gekommen war, mit seiner Frau hier herumzugehen und sich Mislikewitz gegenüber als ihren Ritter aufzuspielen. Die Entdeckung, daß das geschehen sei, verursachte ihm ein peinliches, unangenehmes Gefühl, und sobald er Emma sah, fing er an davon zu sprechen.

Sie erzählte ihm unbefangen von ihrer Begegnung und sagte, sie habe Hans Berga recht nett gefunden und habe ihn aufgefordert, einen Besuch bei ihnen zu machen.

„Das ist mir unangenehm“, sagte Otto unumwunden, „ich wünsche keinen Verkehr mit diesem Menschen. Er bleibt der Sohn unseres Schulmeisters, und er ist arrogant genug, um das gänzlich zu vergessen.“

„Aber hat er nicht ein Recht, stolz darauf zu sein, daß er sich gerade aus so kleinen Verhältnissen herausgearbeitet hat?“

„Er wird erst noch zu beweisen haben, was er kann. Es scheint mir reichlich gewagt von der ‚Gesellschaft‘, einem so jungen Menschen hier eine solche Vertrauensstellung einzuräumen. Nun, wenn er damit sich und die ganze Gesellschaft in die Tinte reitet, mir soll es recht sein.“

„Das täte mir doch um feinetwillen und für seine brave Mutter, die so stolz auf ihn ist, leid.“

„Er hat ja eine förmliche Eroberung an Dir gemacht!“

„Er hat mir gut gefallen, und ich glaube, daß Du ungerecht bist.“

Otto schwieg. Er war in einer eigenthümlichen Lage auf diesem Gut, dessen Herr er doch nur durch seine Frau war. Er liebte Emma, und daß sie einwilligte, seine Frau zu werden, hatte ihn stolz und überglücklich gemacht. Als der erste Rausch vorüber war, sagte sich Otto freilich, daß die Verhältnisse, in die er hineingeheiratet hatte, schwierig genug waren. Pronowik hatte eine übergroße Hypothekenlast zu tragen, aber Otto ließ den Mut nicht sinken. Im Gegenteil, er fand eine Genugthuung in dem Gedanken, durch eigene Arbeit und Tüchtigkeit das Gut zu heben und Emma damit zu beweisen, daß sie doch keine schlechte Partie an ihm gemacht hatte. Und Emma war glücklich gewesen, weil sie ihn glücklich sah.

Dann war ein schlechteres Jahr gefolgt; und soviel Otto sich auch mit gutem Recht sagen konnte, daß nicht er, sondern das Wetter schuld an dem geringeren Ertrage war, hatte er doch ein Gefühl von Verantwortlichkeit, das viel schärfer ausgeprägt war, als wenn er einen, ihm von Hause aus gehörigen Besitz verwaltet hätte.

„Es wird ja wieder besser werden“, tröstete ihn Emma, aber ihn quälte die Vorstellung: im Grunde ihres Herzens denkt sie doch, ich hätte manches anders und besser machen können.

Er hätte es unmännlich gefunden, diesem Gefühl nach außen hin Ausdruck zu geben. Der Mann mußte das Haupt des Hauses sein, es wäre ihm unwürdig erschienen, hätte er Emma selbst oder anderen gegenüber zugestanden, daß er sich als Emmas Verwalter fühlte; aber das Gefühl, daß es dennoch so war, konnte er nicht los werden, und je mehr er es verbarg, um so peinlicher empfand er jeden Verlust als ein Emma zugesüßtes Unrecht, um so mißtrauischer betrachtete er sie, weil er dachte: heimlich macht sie dir doch Vorwürfe. Und gegen diese Vorstellung empörte er sich dann wieder, weil er sich mit gutem Gewissen sagen konnte, daß er alles tat, was in seinen Kräften stand, um die Wirtschaft vorwärts zu bringen. Die fortwährenden inneren Reibungen machten ihn nervös und ungerecht gegen andere, ja selbst gegen Emma, und diese fragte sich oft, was es war, das den einst heiteren und arbeitsfrohen Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, allmählich in einen mißmutigen, übellaunigen Gefährten verwandelte, mit dem sie sich manchmal nur schwer zurechtfinden konnte. Und diese Mißstimmung hatte bedeutend zugenommen, seit Otto sich darüber klar war, daß die hereindrohende Industrie ihm seinen Stand noch schwerer machen würde. Inmitten dieser Industrie aber stand Hans Berga, dessen Überlegenheit in der Schule ihn schon geärgert hatte, wenn er sich auch damals mit der Sentenz tröstete: Das ist eben ein Federfuchser, dem das Stubenhocken und die Tintenfliegerei schon angeboren sind, während ich

ein freier Försterssohn und dem wirklichen Leben gegenüber doch ein ganz anderer Kerl bin. Nun stand der „Federfuchser“ aber auch im „wirklichen“ Leben und schien Lust zu haben, auch hier größere Erfolge zu erringen als der „freie Försterssohn“, und der Knabenärger, dieses Unkraut, das halb vergessen in Ottos Lebensgarten gestanden hatte, fing an, neue Triebe zu machen, als wolle es sich allmählich zu einem richtigen Männerhaß auswachsen.

Und einem solchen Haß nahe verwandt war die Empfindung, die Otto erfüllte, als Emma jetzt in so anerkennender Weise von Hans Berga sprach, und dabei das Urtheil ihres Mannes als „ungerecht“ bezeichnete.

„Nun, ein wenig mehr Menschenkenntniß als Du habe ich doch vielleicht“, sagte er endlich, „und in keinem Fall wünsche ich einen näheren Verkehr mit dem Schulmeisterssohn. Geschäftlich werde ich ohnehin nichts als Unannehmlichkeiten mit ihm haben!“

Emma wußte, daß sie am besten tat, zu schweigen, wenn Otto so augenscheinlich schlechter Laune war, wie heut; und als sie ihm beim Abendessen stiller als sonst gegenüber saß, tat es ihm auch schon leid, daß er unfreundlich gegen sie gewesen war. In der Sache selbst gab er sich ja Recht; daß er dabei rauher als nötig gewesen, daran hatte Hans Berga Schuld, und das fehlte gerade noch, daß der ihm auch noch seinen häuslichen Frieden störte. Ohne auf das Gespräch zurückzukommen, wollte er doch Emma wieder freundlicher stimmen, und sie ver-

langte nichts Besseres, als sich versöhnen zu lassen. Was wunder, daß die volle Eintracht bald wieder zwischen ihnen hergestellt war, als sie, nach dem Essen, Seite an Seite durch den Garten gingen und die Zauber der mondscheindurchleuchteten Frühlingsnacht die Schatten verwischten, die der Tag zwischen ihnen hatte heraufbeschwören wollen. Sie waren noch jung, und ihre Flitterwochen waren noch nicht vergessen.

Als sie zurückkehrten, sagte Emma, sich an Ottos Seite schmiegend: „Wenn Du Hans Verga nicht magst, braucht er ja nicht zu uns zu kommen.“

Statt aller Antwort küßte er sie — aber an Hans Verga dachte er darum nicht mit freundlicheren Gefühlen.

VI.

Wie es kam, daß Käte nicht mit ihrem Vater so recht von Herzen betrübt sein konnte, wenn von der Industrie die Rede war, die an die Pforten ihres Waldfriedens klopfte? Sie gab sich doch Mühe, jetzt, wie immer, derselben Ansicht mit ihm zu sein; aber es wollte nicht gehen. So oft von der „Glückimwald-Grube“ die Rede war, sah Käte den abenddämmerigen Waldweg vor sich mit den rosa Wölkchen, die darüber hinzogen, und der kraftvollen jungen Männergestalt, die ihr entgegen geschritten kam. Sie konnte diese Vorstellungen nicht von einander trennen.

Eines Nachmittags war sie nach der „Kolonie“ gewandert, deren Bewohner sie alle von Kindheit an kannte, denn die Männer arbeiteten im Walde, und die Frauen und Kinder suchten dort Beeren und Pilze, die sie in der Oberförsterei und in der nächsten Stadt verkauften.

In der Hütte des Woitek war das siebente Kindchen eingepassiert, die Frau war krank und die Not groß, und wenn der Oberförster auch neulich gesagt hatte, der Woitek nähme Arbeit in der Grube — verkommen konnte man die Leute doch nicht lassen, die man so gut kannte. — Am Morgen war die zwölfjährige älteste Tochter in die Oberförsterei gekommen und hatte gar so geklagt und gejammert, da wollte Käte nach dem Rechten sehen. Die Oberförsterin packte etwas alte Weinwand und einige Nahrungsmittel in ein Körbchen, und Käte machte sich auf den Weg.

Auf einer Bank vor der Hütte saß der Woitek oder vielmehr er lag darauf und sah Käte nur mit verglasten Augen an, denn er war offenbar betrunken. In der Hütte hantierte eine Nachbarin scheltend herum, während die Kinder verschüchtert um den Herd saßen und die Wöchnerin unter einem Berg von Betten lag und stöhnte.

„Ach, das Fräulein!“ rief die Nachbarin in polnischer Sprache, deren Käte ebenfalls mächtig war, und kam, um ihr die Hand zu küssen. „Gott bezahl's Ihnen, daß Sie kommen, denn das ist ein Elend. Der Woitek hat

keine Arbeit mehr im Wald bekommen, weil er sich bei der Grube gemeldet hat, und dort können sie ihn erst in acht Tagen brauchen; nun verdient er nichts, und der Wirt borgt ihm nur Schnaps, da trinkt er, und die Kinder und die Frau haben nichts zu essen."

Die Kinder fingen bei diesen Worten an zu weinen. Räte packte ihre Vorräte aus, und während sie unter die hungrige Schar verteilte und ein Fläschchen mit Milch an das Bett der Wöchnerin trug, ließ die Nachbarin ihrer Beredsamkeit freien Lauf.

Sie hätte auch ihre liebe Not mit ihrem Mann, daß der nicht zur Grube ließe, sagte sie, die Leute seien ja alle wie verrückt, aber ihr Mann sei doch nicht stark auf der Brust, der würde eine andere Arbeit als die im Walde garnicht aushalten. „Aber ich habe ihm gesagt, gehst Du in die Grube, prügte ich Dich, wenn Du nach Hause kommst, wie einen Hund“, erklärte die Frau, deren Fäuste allerdings recht Vertrauen erweckend aussahen, „ich will doch nicht in einem Jahre Witwe sein. Im Walde kannst Du noch zehn Jahre Geld verdienen, habe ich meinem Mann gesagt, und dann sind unsere Kinder so groß, daß sie für uns verdienen können. Der Junge ist stark, habe ich gesagt, der kann dann meinetwegen in der Grube arbeiten, denn, sehen Sie, Fräulein, viel Geld werden die Leute ja dort verdienen. Sind Sie schon dort gewesen, Fräulein?“

Räte schüttelte den Kopf, und nun fing die Frau an zu erzählen.

„Was die dort alles machen, Fräulein, das glauben Sie nicht. Da ist der Pan Ingenieur, der eigentlich der Hannes vom Herrn Rektor ist, der hat jetzt ein Haus von Eisen gekriegt, das ist beinah ganz fertig mit der Eisenbahn gekommen, ein ganz hübsches Haus, wo zwei Stuben drin sein werden und ein Dach und ein Fenster und Türen, in ein paar Tagen ist's fertig, da kann er gleich einziehen, und sie setzen es ihm in den Wald ganz dicht bei dem Kohlenfelde, damit er immer bei der Hand ist und nicht erst so weit bis zur Schulmeisterei gehen muß. Und ein Rad hat der Pan Ingenieur, das läuft schneller wie ein Pferd, ich habe ihn gesehen, wie er darauf gesessen hat, und ein schöner Mann ist er, ganz wie ein Herr, und soll so geschickt sein, Sie glauben nicht, was die Leute von ihm erzählen, was der alles kann.“

Kätes Wangen glühten, sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, mehr von Hans Berga zu hören.

„Und ist er denn auch gut gegen die Leute, die bei ihm arbeiten?“ fragte sie.

Das könnte man noch nicht so genau wissen, meinte die Frau, aber so viel man bis jetzt hörte, verlangte er wohl viel, wäre aber gerecht, und es hieße ja, er habe auch ein Herz für die Leute, gerade wie seine Mutter, die Frau Rektorin, die doch eine herzensgute Frau sei.

In gehobener Stimmung, das leere Körbchen am Arme, kehrte Käte von ihrer Wanderung zurück, nachdem sie versprochen hatte morgen wiederkommen.

Unterwegs begegnete ihr der Oberförster. Auf seine Frage erzählte sie ihm, wie es bei dem Woitek stände. Sie wollte die Bitte hinzufügen, der Vater möchte ihm doch noch die paar Tage Arbeit geben, aber sie kam nicht dazu, denn mit einer Festigkeit, wie sie solche nie von ihm erfahren hatte, herrschte er sie an.

„Ich hab's verboten, daß für die Woiteks noch etwas von uns aus geschieht, wie kannst Du da hingehen, kann ich mich nicht auf Dich verlassen?“

„Aber Papa, die Not ist so groß — —.“

„Ich hab's dem Kerl gesagt, wenn er mit seiner Brut vor meinen Augen zu Grunde geht, nicht die Hand rühre ich, um ihm zu helfen! Willst Du mich wortbrüchig machen?“

Räte war es so ungewohnt, von ihrem Vater ein rauhes Wort zu hören, daß ihr die Tränen in die Augen traten, während sie schweigend den Kopf senkte.

Da schlang ihr Vater den Arm um sie, zog ihren Kopf an seine Brust und sagte: „Ich kann ja nicht anders, Kind, wir befinden uns jetzt im Kriegszustand, und es wird so und so viel andere davor bewahren, auch ins Elend zu geraten, wenn sie sehen, wie es jetzt bei dem Woitek steht.“

„Aber was können die armen Kinder und die Frau dafür? Du bist doch sonst nicht so hart, Papa!“ sagte Räte mit bittender Stimme.

Er schüttelte den Kopf.

„Es ist nun einmal so in der Welt, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen. Was

können meine Eichen dafür, daß es Kohlen gibt? Sie werden nun doch vergiftet werden — die Welt ist eben voller Ungerechtigkeit. Um so bestimmter muß aber ein ehrlicher Mensch wissen, was er zu tun und zu lassen hat! Du gehst mir nicht mehr zum Woitke, verstehst Du Käte?“

Käte senkte den Kopf. Zum erstenmal in ihrem Leben bäumte sich etwas in ihr auf gegen den Willen ihres Vaters, zum erstenmal konnte sie ihn nicht verstehen. Die Frau Oberförsterin kam den Heimkehrenden entgegen.

Emma hatte geschrieben und um Kätes Besuch für den nächsten Tag gebeten, da Otto abwesend sein müsse und sie ganz allein sei. Derselbe Termin, zu dem Otto nach der Kreisstadt mußte, veranlaßte auch den Oberförster, dahin zu fahren. Die Pferde waren somit nicht frei.

„Das macht nichts, ich will morgen früh hingehen“, sagte Käte.

Der Weg war weit, aber Käte war eine gute Fußgängerin, und sie hatte ihn schon öfter gemacht.

Sie blieb einsilbig an diesem Abend, und als sie endlich in ihr Zimmer hinaufstieg, da konnte sie nicht so schnell einschlafen wie sonst. Sie sah das blasser Gesicht der kranken Frau, die ängstlichen, verlangenden Augen der Kinder des Woitke immer vor sich — plötzlich war es ein anderes Bild, das sich dazwischen schob — der Waldweg mit den rosa Wölkchen über den Baumwipfeln

und der Männergestalt, die aus der Walddämmerung auf Räte zuschritt — mit einer schnellen Bewegung löschte Räte das Licht aus, sie wollte nicht nachdenken, sie wollte tun, was der Vater ihr vorschrieb, sie hatte ja doch niemand auf der Welt so lieb wie ihn — — nein, wirklich niemand. Am anderen Morgen war sie schon sehr früh auf. Es war ein strahlender Frühlingmorgen, in Tau gebadet lag der Wald vor Rätens Fenstern, und der Himmel spannte sich so blau und unendlich darüber aus, recht wie ein Dom für ungemessene Wünsche. Räte blickte hinab und hinauf, etwas wie die volle Wunschkraft und Erwartungsfülle der Jugend machte ihr Herz schneller schlagen, aber sie suchte und fand keine Worte für das, was in ihr pulsierte. Sie ging unruhig im Hause hin und her, als habe sie ein Geheimnis vor sich selbst, während sie mechanisch den gewohnten Obliegenheiten nachkam, den Frühstückstisch herrichtete und die Sachen zurechtlegte, die ihr Vater brauchen würde.

Endlich hatte sie Abschied genommen und trat ihre Wanderung an.

Das erste Stück Weges schritt sie eilig hin, die Brauen gefaltet, die Lippen ein wenig zusammengezogen, wie jemand, der mehr mit seinen Gedanken, als mit seinem Wege beschäftigt ist. Plötzlich blieb sie stehen. Der Weg zweigte hier nach rechts und links ab.

„Warum denn nicht? Was ist dabei?“ murmelte Räte, „der Vater hilft den Voiteks doch nicht — Hans Berga aber wird ihnen helfen!“

„Hans Berga!“ Sie hatte den Namen noch nie ausgesprochen, jetzt wiederholte sie ihn halblaut zweimal, jede Silbe betonend.

Ein Lächeln huschte über ihre Lippen, und ihre Wangen glühten plötzlich.

Das Kohlenfeld lag so nah, in einer Stunde konnte sie es erreicht haben, und Hans Berga war sicher dort. Freilich, etwas erstaunt würde er sein, wenn sie plötzlich aus dem Walde träte, aber hatte sie nicht einen guten Grund, mit ihm zu sprechen? Sobald er erfuhr, welche Not bei den Voiteks war, würde er den Mann wohl sofort in Arbeit nehmen, vielleicht auch sonst etwas für ihn tun, da der doch, der neuen Arbeit wegen, die alte verloren hatte. Wäre es nicht erbärmlich und feige von Räte gewesen, wenn sie, die diesen armen Menschen mit ein paar Worten helfen konnte, diese Worte nicht gesprochen hätte?

Ja, es war ein gutes Werk, das sie tat, und es war, als freue der duftige Frühlingswald um sie her sich mit ihr darüber. Bisher war sie achtlos hingeschritten, ganz in ihre Gedanken verloren. Nun sah sie, wie das junge Laub an den Bäumen grüngoldig glänzte, wie die Farne ihre noch zarten Wedel gleich grüßenden Händen den Sonnenfunken entgegenstreckten, die, allenthalben das Blätter- und Nadeldach durchbrechend, auf den Waldboden fielen. Die frischen Sprossen der Kiefern und Fichten hoben sich leuchtend grün von den dunklen Zweigen ab, und am Grabenrande, seitwärts vom Wege,

standen dichtgebrängte Büschel von himmelblauem Vergißmeinnicht und rosenroten Federnelken, um die Schmetterlinge in haschendem Spiele gaukelten, während ein vielstimmiges Konzert von Vogellauten aus der Höhe erklang. Das alles war so lustig und frühlingsatmend, daß Käte leichtfüßig, als seien ihr Flügel gewachsen, über den moosigen Waldboden dahinschritt und unwillkürlich vor sich hinsummte:

„Klingt es von den Höh'n und dem Felde weit,
O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!“

Sie war plötzlich so froh, so froh, sie hätte laut aufjauchzen mögen. Und hätte man sie nach dem Grunde ihrer Fröhlichkeit gefragt, sie würde geantwortet haben: ich freue mich, weil der Frühling so schön ist. Sie würde sogar geglaubt haben, die Wahrheit damit zu sagen — und doch: ihr Herz schlug so freudig und die Welt erschien ihr so sonnig, weil sie jetzt fest entschlossen war, Hans Berga wiederzusehen, und weil jeder Schritt, den sie tat, sie näher zu ihm hinbrachte. Der nächste Weg nach Pronowitz hätte sie nicht über das Kohlenfeld geführt, aber der Umweg war nicht sehr groß, und Käte schritt rüstig aus, bis der Lärm von Artschlägen zu ihr drang und die grüne Waldwand vor ihr sich zu lichten begann.

Jetzt maßigte sie unwillkürlich ein wenig den Schritt. Eine Verzagttheit überkam sie, einen Augenblick war ihr, als müsse sie umkehren, als könne sie ihren Vorsatz nicht ausführen. Sie blieb stehen. Stimmengewirr schlug von fern an ihr Ohr. Dort, wo es her klang, würde sie

Hans Berga finden, oder man würde sie doch zu ihm weisen können. In einer Viertelstunde würde sie ihn sprechen. Plötzlich wurde sie ganz ruhig. Es war, als handelte ein Etwas in ihr, das sie nicht selbst war, gegen das sie aber keinen Willen hatte. Sie mußte vorwärts, sie konnte gar nicht anders, und gerade dieses Unabwendbare machte sie ganz ruhig. Sie bog vom Wege ab und ging nach der Richtung hin, in der die Holzfäller arbeiteten. Jetzt hatte sie sie erreicht. Wie hatten die wenigen Tage den Wald hier verändert! Das Waldgitter war beiseite geräumt, wie gefällte Riesen lagen die Stämme kreuz und quer, Fuhrwerke aller Art standen im Hintergrunde, auf einem frei gemachten Platze waren Arbeiter damit beschäftigt, die Wellblechhäuschen, von denen das Weib in der Kolonie gesprochen hatte, und die für das verschiedene Aufsichtspersonal bestimmt waren, aufzurichten.

„Ist der Ingenieur Berga hier?“ fragte Käte einen der Holzfäller.

Er wies nach vorn. An der Wand des einen Wellblechhauses, an dem die Arbeiter herumhantierten, war ein primitives Leinenzelt befestigt worden, unter dem zusammengelegte Balken und Bretter eine Art von Tisch und Bank bildeten.

Käte sah, daß dort zwei Herren saßen und irgend welche Papiere, die auf dem Tische lagen, studierten.

Der eine, dessen Profil sie jetzt deutlich erkannte, war Hans Berga. Wie fatal, daß er nicht allein war!

Aber jetzt konnte sie doch nicht mehr zurück. Im selben Augenblick hob er den Kopf und, als habe Kätcs auf ihm ruhender Blick ihn beeinflusst, wandte er sich ihr zu. Er sprang auf und eilte ihr entgegen, während sein Gefährte sich nun ebenfalls umwandte und das junge Mädchen, das da so plötzlich auftauchte, verwundert anblickte.

„Fräulein Waldow, Sie hier?“

Hans Berga war im ersten Augenblick zu erregt, um ein weiteres Begrüßungswort zu finden, und Kätcs schöne Ruhe war auch dahin. Befangen und so hastig, als könne sie ihr Anliegen nicht schnell genug aussprechen, brachte sie ihre Bitte in betreff Woitcs vor und setzte gleichsam entschuldigend hinzu: „Ich will meine Schwägerin in Pronowik besuchen, und da dachte ich, ich könnte das gleich im Vorbeigehen bestellen“.

„Ich werde gewiß alles tun, was irgend möglich ist, um den Mann sofort lohnend zu beschäftigen“, sagte Hans, „wenn ich ihm die kleine Hungerlehre auch gönne, denn er wollte gleich eine ‚bessere‘ Arbeit haben, wie er sich ausdrückte, während wir ihn hier zunächst nur zum Roden verwenden wollten, weil er es als Waldarbeiter kannte. Aber nun wird er wohl gefügiger geworden sein, und da wir jetzt im Sommer nur so viel Bäume wegnehmen, als unbedingt nötig ist, um den sofort erforderlichen Platz zu schaffen, wird ja auch das Roden, das ihm so unsympathisch zu sein scheint, nicht allzu lange dauern.“

„Herr Baumeister Müller“, stellte er seinen Gefährten vor, der inzwischen vor das Leinenzelt getreten und unschlüssig stehen geblieben war.

„Wir zeichneten Pläne zusammen, Fräulein Waldow“, fuhr Hans fort, „und da Sie einmal auf unserer Arbeitsstätte sind, vielleicht interessiert es Sie, einen Blick darauf zu werfen.“

„Ich habe wohl eigentlich nicht Zeit“, meinte Käte, aber seine Augen baten dringender als seine Worte, und Käte trat an den Brettertisch, auf dem die Baupläne lagen.

„Mein Gott! das ist ja eine ganze Ortschaft, die Sie in den Wald hineinbauen wollen“, rief Käte. „Was sollen denn das alles für Gebäude werden?“

Hans Berga stand neben ihr, die beiden jungen Köpfe beugten sich über die Karten. Hans erklärte:

„Hier, wo das Anschlußgeleis zur Bahn, das wir zunächst bauen müssen, ausmündet, da kommt das Stahlhüttenwerk hin und das Walzwerk, daneben diese kleinen roten Vierecke auf der Karte bedeuten Bureaus, Beamten- und Arbeiterwohnungen, aber das ist nur der Anfang! Sehen Sie, hier“ — er holte ein unter der Karte liegendes Blatt hervor, „da habe ich mir mit Bleistift einen Entwurf gemacht, wie ich mir das Ganze späterhin denke, so etwa in fünf Jahren, wo die Grubenförderung im Betriebe sein dürfte. Dann kommen die Koksöfen hinzu, in denen die Produktion der mächtigen, am tiefsten gelegenen Flöze, die ‚badende‘ Kohle, zu

Kohle verarbeitet wird. Sind wir erst einmal so weit, so dürften wir auch Hochöfen bauen, bei denen dieses in Oberschlesien seltener vorkommende Feuerungsmaterial besonders gebraucht wird, und ich rechne, daß wir dann in Grube und Hütte drei- bis viertausend Arbeiter beschäftigen werden — daher die langen Arbeiterkolonien, die ich hier am Walde gezeichnet habe —.“

„Und das schöne Direktionshaus nebst Wohnung für den Ingenieur“, fügte der Baumeister lächelnd hinzu und wies auf eine etwas ausgeführtere Zeichnung eines villenartigen Gebäudes mit einer sich nach dem Walde öffnenden Säulenveranda.

„Nun ja, das ist Zukunftsmusik“, meinte Hans Berga, dessen gebräuntes Gesicht eine lebhaftere Rötung als gewöhnlich zeigte; „am Ende rettet man sich doch auch zwischen mathematischen Berechnungen und chemischen Versuchen noch so'n Stückchen Phantasie.“ —

Auch Kätes Wangen hatten sich lebhafter gefärbt beim Anblick des „Direktionshauses mit der Wohnung für den Ingenieur“, aber der Gedanke an ihren Vater durchzuckte sie dann plötzlich wieder. „So großartig soll das alles werden“, sagte sie und fügte, durch die Sorge um den Vater veranlaßt, hinzu: „Aber wie können Sie's denn jetzt schon wissen, daß so viel Kohlen da sind, um derartig große Anlagen zu rechtfertigen?“

„Ja, das wissen wir freilich, der Diamantbohrer ist ein guter Rundschafter“, sagte der Baumeister und Hans, der froh war, daß ihre Frage ihm Gelegenheit gab, das

Gespräch zu verlängern, erklärte ihr die Arbeit des Bohrers, der einen festen Kern von etwa 150 Millimeter Durchmesser den durchbohrten Schichten entnimmt, so daß in diesem Kern die genaue Lagerung und Beschaffenheit des durchbohrten „Gebirges“ zu ersehen ist. „In einer Tiefe von 190 Metern liegt das oberste, das sogenannte ‚hangende‘ Flöz“, setzte Berga dann seine Erklärung fort. „Es ist aber nur 1,5 Meter mächtig. Erst 30 Meter tiefer kommt das zweite Flöz von 6 Meter Mächtigkeit, dann folgt wieder Sandstein und Schieferstein bis zum dritten Flöz, das 3 Meter mächtig ist, und unter einer abermaligen Schicht von 45 Metern ‚Bergmittel‘ gelangt man endlich zu dem 8 Meter mächtigen Flöz von Roßkohle, das entscheidend für die Entschlüsse der Aktiengesellschaft war.“

„Und Flug ist der Entschluß gewesen, denn in ein paar Jahren wird der Grund und Boden hier nicht mehr zu bezahlen sein“, sagte der Baumeister. Kätes Blick wanderte zwischen ihm, Berga und den Karten hin und her. Es hatte etwas Aufregendes für sie, diese beiden Männer mit solcher Sicherheit von dem Sprechen zu hören, was unter der Erde lag und was in der Zukunft hier werden sollte. Sie begriff, daß man sich für diese werdende neue Welt interessieren, daß man seine Kräfte für ihr Gedeihen einsetzen konnte, aber sie begriff auch zu gleicher Zeit, daß das, was hier entstand, von dem weltabgeschiedenen Waldbesfrieden, in dem ihr Vater seine Kulturen und sein Wild pflegte, nicht viel übrig lassen

würde. Ein paar tausend Arbeiter an der Waldesgrenze und ein Duzend rauchender und qualmender Essen über den Waldwipfeln — ihr Vater hatte recht mit seinen Befürchtungen — und doch schienen ihr auch die Hoffnungen seiner Gegner auf ein Gedeihen ihrer Arbeiten berechtigt.

Sie hatte sich auf den Block, den der Baumeister ihr als Stuhl herangewälzt hatte, gesetzt. Ihr Blick schweifte über den Platz hin, auf dem die gefälltten Baumstämme lagen und Arbeiter in Ameisengeschäftigkeit herum hantierten. Da wurden Balken abgeladen, um die Wellblechhäuser durch Blockhäuser zu ersetzen, die im Winter bewohnt werden sollten; auf dem freien Acker wurden Erdarbeiten gemacht. Dort sollte der Grund für das Hüttenwerk gelegt werden. Weiterhin wurde der Bau des Anschlußgleises in Angriff genommen, und das alles gab ein aus Sägen, Hämmern, Rufen und Rädergerassel zusammengesetztes Geräusch, das etwas Aufregendes für die an die Stille des Waldes gewöhnte Käte hatte. Unwillkürlich flog ihr Blick hinüber zu der dunklen Waldwand im Hintergrunde. Da standen die immergrünen Kiefern, von denen einzelne Birken ihre leuchtend hellen, von jungem Laub bekränzten Zweige und weißen Stämme abhoben. Ging nicht ein Bittern über sie alle hin, wie eine bange Frage: wann kommt an uns die Reihe.

Käte erhob sich; sie kam sich vor wie ein Überläufer, der im feindlichen Lager mitten auf dem Schlachtfeld

zwischen erschlagenen Brüdern friedliche Rast hält; und doch lag in dieser bewegten Lebensbezeugung um sie her etwas, das einen großen Reiz auf sie ausübte. Sie verabschiedete sich hastig. Hans Verga erklärte aber, daß er sie nicht allein zwischen all den vielen Arbeitern, die er noch nicht kannte, weiter gehen ließe und daß er sie begleiten wolle.

Der Baumeister grüßte, und sie schritt an Hans Vergas Seite zwischen gefällten Stämmen, Sand- und Bretterhaufen dahin, bis das Arbeitsfeld hinter ihnen lag und der Waldfrieden sie wieder aufnahm. Ein Fußweg führte hier von der Chaussee ab, mitten durch den Wald bis in die Nähe des Gutshofes. Der Wald von Pronowiz, der sich freilich nur über einige hundert Morgen Land erstreckte, stieß hier unmittelbar an den Darboschen Forst.

„Nicht wahr, ich darf Sie bis zur Grenze des Pronowitzer Waldes bringen?“ fragte Hans Verga.

„Wenn Sie Zeit haben —“

„O, so viel Zeit nehme ich mir schon — denken Sie, ich bin nicht im Walde gewesen, seit ich Ihnen damals begegnete!“

„Aber wie ist das möglich?“

„Meine Erholungszeit bringe ich im Schulhause zu.“

„Ach ja, bei Ihrer Mutter!“

„Kennen Sie meine Mutter?“

Käte besann sich. Es kam ihr in diesem Augenblick so unnatürlich vor, daß sie seine Mutter nicht kennen

sollte, aber sie konnte doch nur sagen: „Ich sah sie wohl ab und zu in der Kirche oder so — aber ich glaube, ich sprach nie mit ihr.“

Er schwieg und schlug im Vorübergehen mit seinem Stoch nach einigen Zweigen, die in den Weg hineinragten.

„Gehen Sie heute zu ihr?“ fragte Räte, der so sonderbar zu Mute war, so, als müsse sie sich entschuldigen, weil sie seine Mutter nicht kannte.

Er bejahte. Räte blieb plötzlich stehen.

„Da ist die Pronowitzer Grenze“, sagte sie, „und dort, hinter der Fichtengruppe, ist eine Stelle, wo es viele Maiblumen gibt. Wollen wir welche pflücken — für Ihre Mutter?“

Er sah sie mit einem leuchtenden, dankbaren Blick an.

„Wie gut Sie sind!“

Sie sprang leichtfüßig über den Grenzgraben, und er folgte ihr. Sie bog die Fichtenzweige auseinander, die den schmalen Fußweg überwachsen hatten, und schritt durch die Dichtung voran, die in einem Streifen von etwa 100 Schritt Breite einen Wiesenrand umschloß. Es war eine kleine, länglich runde Waldwiese, die, ganz überblüht von Blumen, wie eine bunte Farbpalette jetzt vor den beiden lag, und am Rande derselben, noch halb beschattet von den Zweigen, war der Boden bedeckt mit länglichen, dunkelgrünen Blättern, zwischen denen allenthalben die weißen Maiblumen mit ihren glöckchenbesetzten, leicht gebogenen Stengeln hervorleuchteten.

„O wie schön ist das hier“, rief Hans Berga, „so abgeschlossen, so weltfern — man denkt unwillkürlich an die alten Märchen, wo Prinzessinnen auf Blumenwiesen spazieren gehen, bis sie dem dummen ‚jüngsten Sohne‘ in die Arme laufen, der noch nichts in der Welt gelernt hat, als glücklich zu sein!“

Käte sah ihn erstaunt an.

„Wie kommen Sie nur darauf?“ Sie besann sich. „Ach ja, Ihre Mutter macht ja Gedichte.“ —

Er nickte.

„Sie haben ganz recht, meine Mutter hat mir als Kind oft Märchen erzählt, die Geschichte mit der Prinzessin war eine Erinnerung an meine Mutter.“

Käte bückte sich schweigend und begann die weißen Blumen zu brechen. Ihr hatte niemand Märchen erzählt, und sie empfand das wie eine Zurücksetzung.

„Sie haben gewiß eine glückliche Kindheit gehabt?“ sagte sie.

„O ja, durch meine Mutter, wenn es auch manchmal ein wenig gar zu knapp bei uns zuging. Aber durch diese Knappheit und die Märchen zusammen bin ich wohl zuerst auf die Idee gekommen, daß das einmal anders bei uns werden mußte. Und da die guten Feen mit den Wundernüssen heutzutage nicht mehr herumlaufen, habe ich dann angefangen, mich nach anderen Hilfsmitteln umzusehen.“

Und nun begann er ihr von seiner Kindheit und Jugend zu erzählen, ganz so, wie er es sich damals ge-

dacht hatte, als er allein durch den nächtlichen Wald schritt.

Sie hatten dabei große Sträuße von Maiblumen gepflückt und saßen nun neben einander am Rande der Schonung. Die Schmetterlinge, die über den Wiesenblumen gaukelten, flogen im Zickzack um ihre Köpfe, und die Vögel, die durch die Zweige huschten, blickten mit neugierigen Augen auf sie herab und zwitscherten dabei von Frühlingslust und Nesterbau.

„Wie sonderbar, daß Sie sich mit meinen Brüdern nicht näher kennen“, sagte Käte, Hans Bergas Bericht unterbrechend, „da Sie dieselbe Schule besuchten.“

„Wir waren nicht in derselben Klasse, das tut auf der Schule sehr viel“, erwiderte er, „aber mit Ihrem Bruder Karl habe ich mich immer gut gestanden.“

„Sie besuchten uns doch später nur ein paarmal in den Schulferien?“ Es klang fast wie ein Vorwurf in Kätes Stimme.

„Nun, ganz ehrlich gesagt — ich war ehrgeizig und leicht verletzt, und ich fühlte, daß Ihr ältester Bruder mich nicht mochte. So lange wir auf der Schule waren, hat er auch Ihren Bruder Karl beeinflusst — aber dem begegnete ich ja später wieder.“

Sie sah ihn nachdenklich an.

„Warum mochte Otto Sie nicht?“

Es lag etwas in ihrem Ton, das Hans Bergas Herz schneller schlagen machte. Es war, als habe sie sagen wollen, daß man ihn doch gern haben mußte, und dieses

ungeprochenes „etwas“ machte Hans Berga so glücklich, daß er darüber Otto vollständig vergaß, und, in Kätes ihm zugewandte Augen blickend, sagte er nur, ohne auf ihre Frage zu antworten: „Ich bin froh, daß ich in meine alte Heimat kommen durfte, so froh!“

Und wenn in Kätes Stimme vorhin mehr gelegen hatte, als das, was sie aussprach, so verrieten Hans Bergas Augen jetzt mehr als seine Worte.

Käte fand es plötzlich sonderbar schwül am Rande der blumigen Wiese. Sie stand auf.

„Meine Schwägerin wird mich erwarten“, sagte sie, „ich muß gehen.“

„Wie schade!“ Er blickte sie fast traurig an, dann sah er auf die Wiese zurück.

„Ich werde diesen Platz nie vergessen“, sagte er. In Kätes Herzen klang es: ich vergesse ihn auch nicht; aber über ihre Lippen kam kein Wort.

Jetzt standen sie wieder auf dem Pronowitzer Wege. „Ich muß ihm Lebewohl sagen“, dachte Käte. Aber sie tat es nicht, und er schritt weiter neben ihr dahin.

„Ihre Schwägerin ist so gut und so liebenswürdig“, sagte er, „ich lernte sie neulich kennen, und sie lud mich ein, nach Pronowitz zu kommen.“

„O, das wäre schön!“ rief Käte unwillkürlich.

Ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„So darf ich also kommen, während Sie dort sind?“ fragte er ein wenig leiser.

„Ist denn Otto immer noch unfreundlich gegen Sie?“ fragte sie abspringend.

Er sah ernst vor sich hin. Freundlich war Otto bei der neulichen Begegnung nicht gewesen, aber — das Mädchen, das da neben ihm hinschritt und dessen Nähe ein Glücksegefühl in ihm wachrief, war Ottos Schwester, Ottos Frau hatte ihn eingeladen, und in diesem goldigen Maisonnenschein, wie sollte man da an unfreundlichen, Kleinlichen Erinnerungen haften bleiben, wo es doch viel Besseres und Erfreulicheres zu denken gab?

„Ich hoffe, Ihr Bruder Otto wird meinem Bestreben, gute Nachbarschaft mit ihm zu halten, nicht entgegentreten“, sagte Hans Berga endlich. „Und für die nächsten Jahre sind und bleiben wir nun doch Nachbarn.“ Und mit einem schnellen Entschluß setzte er hinzu: „Ich werde heute gegen Abend kommen — Sie sind dann noch dort, nicht wahr?“

„Mein Bruder schickt mich gewöhnlich nach dem Abendessen nach Hause — manchmal behalten sie mich auch dort, wenn es mit den Pferden nicht paßt.“

„Also dann in jedem Fall auf Wiedersehen!“

Ihre Hände ruhten ineinander in langem, festem Druck.

Dann reichte Käte ihm den Strauß hin.

„Für Ihre Mutter!“

„Danke, danke tausendmal, Fräulein Käthen!“

Es war ihm unmöglich, in diesem Augenblick „Fräulein Waldow“ zu sagen.

VII.

Wie lang so ein Frühlingstag doch sein konnte! Käte meinte noch nie einen längeren als den heutigen erlebt zu haben. Sie ging mit ihrer Schwägerin durch den Garten und durch die Ställe, spielte mit dem Kinde und saß neben Emma, über eine Handarbeit gebückt, in der Laube, über das und jenes sprechend und dabei in häufig wiederkehrendem Verstummen mit der Frage beschäftigt: „Soll ich es ihr erzählen, daß er heut kommen will, soll ich überhaupt von ihm sprechen?“ Sie hätte es gern getan, scheute aber immer wieder davor zurück, und so verging der Morgen und der Nachmittag, und Käte sah mit klopfendem Herzen, wie die Schatten der Baumgruppen im Garten länger wurden. Der Tag ging zu Ende; aber vielleicht kam Hans Berga nicht, er konnte ja verhindert werden, und dann war es so unnütz, davon zu sprechen. Inzwischen bewegten Emmas Gedanken sich in ähnlicher Richtung. Sie hätte Käte gern von ihrem neulichen Zusammentreffen mit Hans Berga erzählt, aber dann hätte sie hinzugefügt, daß er ihr wohl gefallen, daß Otto sich aber so abfällig über ihn ausgesprochen hätte, daß sie lieber keinen Verkehr mit ihm anfangen wolle. Nach ihrem Gefühl hatte Otto unrecht, aber wenn sie sich selbst auch nicht darüber täuschen wollte, anderen gegenüber hatte sie noch nie zugegeben, daß Otto in irgend etwas unrecht haben könnte, und dabei wollte sie auch bleiben. Weil sie aber

fühlte, daß sie in diesem Fall ihrer selbst nicht ganz sicher war, so sprach sie lieber garnicht von Hans Verga. So saßen die Schwägerinnen einander gegenüber in der Laube und keine sprach den Namen aus, der ihnen beiden auf den Lippen schwebte, bis plötzlich der Mann, der ihn trug, über den Kiesweg daher geschritten kam und grüßend seinen Hut lüftete. Hinter ihm, in der Thür des Hauses, stand das Stubenmädchen, die ihm den Weg gewiesen hatte, aber nicht darauf dressiert war, Gäste anzumelden, und blickte ihm nach.

Emma und Käte sprangen auf, beide errötend, beide so verwirrt, daß das erste Wort ihm überlassen blieb.

Er wandte sich an Emma.

„Ich habe zu meinem Bedauern gehört, daß Ihr Herr Gemahl noch in der Stadt ist“, sagte er, „da ich aber einmal hier war, wollte ich mir doch erlauben, meinen Besuch zu machen — in den nächsten Tagen bin ich ohnehin stark beschäftigt.“

Emma wollte ihn ihrer Schwägerin vorstellen. Er begriff sofort, daß Käte nicht von ihrem heutigen Besuche auf dem Kohlenfelde gesprochen hatte und sagte daher nur, sich verneigend: „Ich hatte schon die Ehre, ich war ja gleich am Tage meiner Ankunft in der Oberförsterei, um Grüße von Karl Waldow zu überbringen.“

Ein dankbarer Blick aus Kätes Augen begegnete ihm. Er fühlte sich in stummem Einverständnis mit ihr, und dieses Gefühl, das sie teilte, versetzte beide in eine gehobene, glückliche Stimmung, in der jedes Wort ihnen

bedeutungsvoll schien und ihnen die Illusion gab, sich vorzüglich zu unterhalten, während in Wahrheit von den gleichgültigsten Dingen die Rede war.

Emma war unruhig. Was würde Otto sagen, wenn er zurückkehrte! Und dabei konnte sie ihrem Gast, der sich durchaus korrekt benahm, doch nicht die Tür weisen.

Käte und Hans Berga merkten nichts von ihrer zerstreuten Unruhe. Käte schlug vor, Herrn Berga den Garten zu zeigen, in dem Emma allerlei Veränderungen vorgenommen hatte, seit sie hier als Hausfrau schaltete. Emma entschuldigte sich für einen Augenblick. Sie eilte ins Haus, um einen Imbiß für den Gast zu bestellen.

Käte und Hans Berga standen einander gegenüber unter den blühenden Birnen- und Apfelbäumen, die wie ein weißrosiger Blütendom ihre Zweige über ihren Häuptern zusammenschlossen, und wie sie sich plötzlich allein beieinander sahen, überkam sie ein beklemmendes Gefühl, das ihren Atem beschleunigte und ihre Pulse schneller schlagen machte. Sie hatten erst beide Emma nachgesehen. Nun diese im Hause verschwunden war, begegneten sich ihre Blicke, und war es nun das, was eines in den Augen des anderen las, oder war es der Blütenduft, der sie berauschte — in einer schnellen, unwillkürlichen Bewegung fanden ihre Hände sich und ruhten ineinander in warmem, festem Umfängen.

„Käte!“

Sie sah zu ihm auf. Er hörte nicht, daß ihre Lippen, die sich leise bewegten, auch seinen Namen flüsterten,

aber er fühlte, wie ihr ganzes Wesen ihm entgegen drängte, er mußte in diesem Augenblick, daß er sie in seine Arme schließen durfte, ohne daß sie widerstreben würde, aber er zwang die Regung, die ihn dazu trieb nieder, und nur ihre Hand fester drückend, wiederholte er: „Liebe, liebe Räte!“

Jetzt erfaßte sie ein plötzlicher Schreck über ihre Willenslosigkeit. Sie wollte ihre Hand los machen, aber er hielt sie fest, und an ihrer Seite auf dem Kieswege weiter hinschreitend, sagte er mit weicher, leiser Stimme: „Ich habe es gewußt, fast vom ersten Augenblick an, als wir uns im Wald begegneten, wir gehören zueinander! Und Sie — nein — Du — hast Du es auch gefühlt, Räte?“

Sie schwieg, ihr Herz klopfte zu laut, sie konnte nicht sprechen.

„Sage es mir, Räte“, bat er. „Fühlst Du es wie ich?“
Da neigte sie den Kopf.

„Ja“, flüsterte sie, „wir gehören zueinander.“ Die Blütenzweige reichten hier so tief herab auf den Weg, daß Hans sie zur Seite biegen mußte, um weiter zu schreiten. Jetzt ließ er die Zweige los, sie umgaben ihn und Räte wie ein weißer Schleier und verbargen den ersten Kuß, den sie beide tauschten. Aber schnell, wie er sie umfaßt und an sich gedrückt hatte, ließ Hans Räte los.

Verwirrt strich sie sich das Haar, in dem weiße Blütenblättchen hängen geblieben waren, aus der Stirn.

Ihr war, als sei die ganze Welt ein sonniger Blüten-
traum.

„Wir werden es vielleicht nicht leicht haben, Käte, den Widerstand Deines Vaters zu besiegen“, klang da Hans Bergas Stimme ernst in ihr Ohr, „ich bin für ihn der Vertreter einer ihm verhassten Richtung, und ich kann diese Richtung doch nicht ändern, denn mein bestes Können liegt hier.“

Versunken mit einem Schlage war Kätes Blüten-
traum. Der Vater! Wie konnte sie ihn nur so ganz vergessen! Nie und nimmer würde er Hans Berga aufnehmen als Sohn! Da klang die ernste, tiefe Stimme wieder neben ihr: „Aber wir sind beide jung und stark — wir werden den Kampf aufnehmen, denn wir lieben uns!“

Käte schauerte leise zusammen.

Ja, er hatte recht! Plötzlich und unaufhaltsam war es gekommen, so wie das Aufspringen der Knospen im Maisonnenstrahl. Und nun stand ihr Lebensfrühling in voller Blüte — sie konnten daran nichts ändern — sie liebten sich.

„Und ich werde nicht von Dir lassen im Herzen“, flüsterte Käte, „niemals! Aber — von meinem Papa auch nicht! Denn, siehst Du, er kann nicht ohne mich sein!“ Sie sagte das hastig, als wolle sie sich ihrer selbst versichern.

„Und wenn ich nun auch nicht ohne Dich sein könnte?“ fragte er. Sie war blaß geworden unter dem Leiden-

schafflichen Ton seiner Worte, ihre Lippen zuckten. Ihr war, als müsse sie es ihm laut entgegen rufen, daß sie auch nicht mehr ohne ihn sein wolle. Aber sie bezwang sich, das Bild ihres Vaters stand zwischen ihr und dem Geliebten.

„Daß uns warten, vielleicht — —“

„Ja, vielleicht gewöhnt er sich an das neue Leben, das wir bringen“, wiederholte Hans Berga, „und ich muß mich ja auch erst hier bewähren —“ er runzelte die Stirn. „Ich hätte es Dir noch nicht sagen dürfen — bist Du mir böse, Räte?“

Nun lächelte sie schon wieder. Wie sollte sie ihm denn böse sein? Sie wies auf die blühenden Bäume hin.

„Die Zweige waren schuld, sie haben uns verwirrt, wie sie so plötzlich rings um uns her waren.“

„Verwirrt, damit wir klar sehen sollten“, erwiderte er, „und jetzt sehen wir klar!“

Sie sah ihn an, nicht sehrend und schwärmerisch wie ein Mädchen, sondern mit dem vertrauenden festen Blick eines reifen Weibes.

„Ja“, sagte sie, „und weil wir klar sehen, werden wir jetzt noch schweigen, vielleicht noch lange — er muß sich erst langsam und allmählich daran gewöhnen mein armer, lieber Papa.“

Ihre Augen schimmerten feucht. Was war das für ein hartes Schicksal für den alten Mann! Erst hatten sie an seinen Wald die Hand gelegt, und nun sollte er auch noch die Tochter verlieren an einen der Eindring-

linge in seinen Waldfrieden! Nein, nein, erst mußte sie ihn verfühnen mit dem Manne, den sie liebte und den er haßte, ohne ihn zu kennen. Es schien Räte in diesem Augenblicke so leicht, diesen ungerechten Haß in Liebe zu verwandeln! Würde nicht ein bloßes Kennenlernen dazu genügen?

Emmas rufende Stimme klang hinter ihnen. Sie wandten sich schnell und schritten ihr entgegen. Emma führte sie in das Speisezimmer, in dem sie in aller Eile ein kaltes Abendessen hergerichtet hatte. Sie fürchtete Ottos Rückkehr. Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn Hans Berga dann schon fort gewesen wäre und sie das häusliche Ungewitter, das sie für unausbleiblich hielt, allein zu ertragen gehabt hätte. Unwillkürlich lauschte sie während des Essens immer hinaus, ob da nicht das Rollen eines Wagens hörbar würde. Sie war dadurch zerstreut, sonst hätte sie wohl bemerkt, daß zwischen Räte und Hans Berga etwas vorgegangen war, denn beide hatten sich schlecht in der Gewalt. Zuletzt fing sie doch einen von Hans Bergas Blicken auf. Sie stutzte, aber im selben Augenblick hörte man deutlich den vorfahrenden Wagen und gleich darauf Ottos Stimme im Hause. Unwillkürlich hatte sich Emma erhoben. Sie wollte ihm entgegen gehen, ihn bitten, nicht unhöflich zu sein.

Da wurde die Thür geöffnet. Otto trat ein, und das erste, was er vor sich sah, waren Emmas bittende Augen. Er sah finster aus; das Stubenmädchen hatte ihm schon gesagt, daß Besuch da war. Er erwiderte

Emmas Begrüßung nur flüchtig und sah dann Hans Berga an, der sich ebenfalls erhoben hatte und sich verneigte. Er streckte ihm nicht die Hand entgegen, er sah ihm nur gerade ins Gesicht.

„Das ist eine Überraschung, Herr Berga“, sagte er ohne eine Spur von Verbindlichkeit in der Stimme, „hat eine geschäftliche Angelegenheit Sie hergeführt?“

„Nein, Herr Waldow, ich wollte mir erlauben, Ihnen meinen Besuch zu machen, und bedauerte, Sie nicht zu finden —.“

„Ah, Sie haben also Zeit zu Besuchen? Nun, wir Landwirte haben keine Zeit zu dergleichen, bei uns heißt es nur: Pflichterfüllung — Arbeit.“

„Das sind auch bei uns in der Industrie die Lösungsworte, Herr Waldow, aber ich meinte bei der Nähe —“

„Sehr verbunden, aber ich habe keine Zeit für Geselligkeit, ich kann es nur wiederholen.“

Emma legte ihre Hand auf Ottos Schulter, während Räte ihren Bruder mit weitgeöffneten, entrüsteten Augen ansah.

„Hast Du Ärger in der Stadt gehabt, Otto? Du bist so erregt“, sagte Emma leise, begütigend. Er schüttelte ihre Hand ab.

„Ich brauche nicht nach der Stadt zu fahren, um Ärger zu haben — Sie sehen, Herr Berga, es ist nicht erfreulich bei uns.“

„Ich sehe, daß ich hier störe, und bedauere das aufrichtig“, erwiderte Hans Berga, dessen Stirn sich gerötet

hatte und der sich nur der beiden Frauen wegen zurückhielt.

Er wandte sich an Emma.

„Ich danke Ihnen für Ihre gütige Aufnahme, gnädige Frau, und bitte um Erlaubnis, mich zu verabschieden.“

Emma reichte ihm die Hand, während Otto sich kurz verneigte und ein wenig höflicher als vorhin, aber immer noch reichlich abweisend, „Guten Abend“ wünschte.

Jetzt war es mit Kätes Selbstbeherrschung vorbei, und mit ihren leuchtenden Augen Otto zornig anblickend, rief sie: „Du brauchst mich nicht nach Hause zu schicken, es ist Mondschein, ich finde schon meinen Weg, und bis zum Kohlenfelde gehe ich mit Ihnen, Herr Berga!“

„Dho“, rief Otto dazwischen, „glaubst Du, daß ich vor Deinem Vater verantworten könnte, Dich bei Nacht und Nebel —“

„Ich trage die Verantwortung für mich selbst!“ rief Käte aufgeregt.

Da legte Hans Berga sich ins Mittel. „Tun Sie das nicht, Fräulein Käte, bitte —.“

Sie schlug die Augen nieder.

„Du bleibst heute hier, es ist überhaupt schon zu spät geworden, um Dich nach Hause zu schicken“, entschied Otto. Käte hob trotzig den Kopf, aber Hans Bergas bittendem Blick zu liebe gab sie nach.

Hans Berga verließ das Zimmer.

Käte wandte sich an ihren Bruder. „Du hast Dich benommen wie — wie —“ sie suchte nach einem bezeichnenden Wort, aber er unterbrach sie.

„Gib Dir keine Mühe, Fräulein Schwester, in meinem Hause wird es mir wohl frei stehen, Gäste zu empfangen oder nicht zu empfangen, wie es mir gut scheint, und lasse es Dir ein für allemal gesagt sein, dieser Verga gehört nicht zu den Menschen, deren Annäherung ich wünsche.“

Emma begann jetzt mit ihrer sanften Stimme zu erklären, wie es gekommen war, daß Hans Vergas Besuch von ihr angenommen wurde. Otto erwiderte nichts, und Käte verließ mit verweinten Augen und ohne Gutenachtgruß das Zimmer.

VIII.

Die Waldkolonie bestand nur aus acht Häuschen, zu deren jedem ein Stück Gartenland gehörte. Ursprünglich war die ganze Kolonie gräflich Dardosches Eigentum und die Bewohner waren „Robot“-Leute gewesen, d. h. der Herrschaft zur Arbeit verpflichtet. Im Laufe der Zeiten hatte sich das geändert. Jetzt gehörten Häuschen und Gärten den Wirten, die dort wohnten; da diese aber nicht von ihrem Eigentum leben konnten, waren sie seit Generationen Waldarbeiter gewesen. Im Winter besorgten sie das Holzfällen, im Frühling die Kulturen, im Sommer das Abästen des trockenen Holzes und die

Arbeiten, die in der kleinen zur Oberförsterei gehörigen Ökonomie nötig waren. Die intelligenteren wurden zur Aufsicht der anderen verwandt, Heger und Jäger waren aus der Kolonie hervorgegangen und alle ihre Bewohner waren mit dem Walde verwachsen und wurden von dem Oberförster als seine speziellen Leute betrachtet, mit denen sich allmählich ein patriarchalisches Verhältnis herausgebildet hatte. Gerade deshalb konnte und wollte es der Oberförster dem Woitek nicht verzeihen, daß dieser Arbeit am Grubenfelde genommen hatte. Er entzog ihm und seiner Familie alle die kleinen Vorrechte auf Hutung, Brennholz etc., die er sonst seinen Leuten einräumte, und hätte Woitek nicht den Spott seiner Nachbarn gefürchtet, er wäre nach kurzer Zeit reuig zurückgekehrt; denn anstatt der erträumten „großen Löhne“ gab es zunächst auf dem Grubenfelde für ihn eben auch nur Holz zu roden, und wenn er dort 20 Pfennig pro Meter Akkordarbeit mehr erhielt, so war der Weg zur Arbeitsstelle um so viel weiter, und alle die kleinen Vorteile, welche die Waldarbeiter genossen, fielen nun für ihn fort. Je weniger er nun aber wirklich zufrieden war, um so mehr nahm er den Mund voll, um sich nichts merken zu lassen. Im Wirtshaus von Pronowitz, das nun wieder „Zur Kohlengrube“ hieß, gab es jetzt zwei Wirtsstuben, eine für die Beamten, die andere für die Arbeiter. In der Arbeiterstube saß nun Woitek am Sonntage und hielt Reden darüber, wie ungerecht es sei, wenn die Waldarbeiter nur 80 Pfennig für den Meter

Rodeholz erhielten, während auf dem Grubenfelde für dieselbe Arbeit 1 Mark gezahlt würde, und außerdem habe man dort die Anwartschaft, später viel besser bezahlte Arbeit zu bekommen. Und unter den fremden Leuten da wären welche, die hätten es miterlebt, wie in der Stadt die Arbeiter sich zusammengetan hätten, um ihren Arbeitgebern das Tagelohn vorzuschreiben. Und weil sie alle einig gewesen wären, hätten die Arbeitgeber nachgeben und die Forderung der Leute erfüllen müssen, und so würde es bald überall in der Welt sein, wenn die Arbeiter klug wären, denn ihrer wären viele, und der „Herren“ wären nur wenige. Die Kolonieleute schüttelten die Köpfe, aber einige der fremden Arbeiter vom Grubenfelde kamen hinzu, und nun ging es an ein Erzählen von Wundergeschichten, von alle dem, was in den Städten geschehe und was die Leute da redeten und druckten. Der Woitek, der von seiner Militärzeit deutsch konnte, übersetzte den polnischen Leuten die Reden der anderen und tat hinzu, was ihm gut dünkte. Wie eine Meereswelle an fernem Gestade landete am Abend nach dieser Wirtshausfikung zum erstenmal das bisher unbekannte Wort „Strike“ in der Waldkolonie.

Käte war nach der Rückkehr von ihrem Pronowitzer Besuch noch zärtlicher gegen ihren Vater als bisher, und er schien auch mehr als sonst das Bedürfnis zu haben, sich anzuschließen und auszusprechen. So oft es irgend anging, machte sie sich im Hause los, um ihn zu begleiten. Auf einer solchen Wanderung fragte er sie, ob sie auch

seinem Wunsch, die Woitets betreffend, nachgekommen sei. Da legte sie den Arm um seine Schultern und sagte, ihren Kopf an ihn lehrend und ihn ein wenig schuld= bewußt ansehend: „Ich war nicht dort, Papa, aber ich habe etwas anderes getan — und ich will Dir's nur lieber sagen, denn es drückt mir doch das Herz ab — aber Du mußt nicht böse sein!“

„Das fängt ja gut an“, brummte er, „was werde ich denn da zu hören bekommen?“

„Ja siehst Du, Papa, Du wolltest ihm doch keine Arbeit geben, helfen sollten wir auch nicht und verhungern konnte man die Leute doch nicht lassen, Du weißt ja, die Frau ist so ordentlich, und er, der sonst nie getrunken hat, er fing in seinem Elend auch schon damit an —.“

„Na, komm' zur Sache, Du Hexe, was hast Du gemacht?“

„Für ihn gebeten habe ich beim Ingenieur Berga —.“ Räte klopfte das Herz vor Sorge und Freude zugleich, wie sie den Namen aussprach, denn sie fürchtete, ihr Vater würde ärgerlich werden, und es erfüllte sie trotzdem mit einem so eigenen Glücksgefühl, den Namen des geliebten Mannes vor ihm zu nennen.

Bis jetzt waren sie ruhig fortgeschritten unter den Kiefernstämmen. Jetzt blieb der Oberförster stehen.

„Wie bist Du denn zum Ingenieur Berga gekommen?“ fuhr er sie an.

Sie senkte den Kopf. „Auf dem Wege nach Pronowitz, Papa, ich kannte ihn doch von seinem Besuch her in der Försterei —,“ sagte sie kleinlaut.

„Mußte der Dir auch gerade in den Weg laufen“, sagte der Oberförster unwirsch. Auf den Gedanken, daß Käte auf dem Kohlenfelde gewesen sein könnte, kam er garnicht.

„Er war so gut und freundlich“, fuhr Käte fort, „und er versprach auch den Woitek sogleich in die Arbeit zu nehmen.“

„O, natürlich, die schicken keinen weg, der ein paar gesunde Arme hat.“

„Diesen wolltest Du ja garnicht mehr, Papa, da darfst Du dem Ingenieur doch keinen Vorwurf machen.“

Er seufzte. „Kind, Kind, das sind schwere Zeiten“, sagte er, von dem speziellen Fall wieder ins Allgemeine übergehend, aber Käte war so froh, endlich einmal das Gespräch auf Hans Berga gebracht zu haben, daß sie das Thema nicht so leicht aufgab.

„Weißt Du, Papa“, begann sie wieder, „ich wollte schon längst einmal mit Dir darüber sprechen, und Du bist doch mein gerechter, lieber Papa und wirst mir deswegen nicht böse sein — aber siehst Du, der Ingenieur Berga kann doch schließlich nichts dafür, daß die Aktiengesellschaft gerade hier ein Hüttenwerk baut, und Ihr seid alle so unfreundlich gegen ihn —.“

„Jetzt redest Du aber wie ein dummes Kind, Käte, und nicht wie meine verständige Tochter! Erstens hat

dieser Mensch, der ein Kind der Gegend ist, den Direktor Drowitz, der einen Narren an ihm gefressen zu haben scheint, auf den hiesigen Platz für das Hüttenwerk aufmerksam gemacht. Als ob wir an der Grube nicht schon vollauf genug gehabt hätten! Und dann weißt Du ja, daß ich ihn dafür mit verantwortlich mache, daß der Karl so veressen auf das Bergfach war. Die Redereien gingen schon damals immer, als die Jungen noch auf der Schule waren und der Berga sie manchmal in den Ferien besuchte. Mir war er schon damals nicht sympathisch mit seinem Stubenhockergesicht, was er ja freilich seither verloren hat, aber so'n rechter lustiger Junge, wie unsere beiden, war er niemals, und da der Otto ihn auch nicht mochte, blieb er schließlich in den Ferien weg, und ich dachte, der Karl hätte die Freundschaft auch aufgegeben. Na, darin habe ich mich wohl geirrt, aber daß ich nun eine besondere Freude dran haben soll, daß er mir seine verwünschten Essen hier vor die Nase setzen wird, das kann niemand verlangen."

Aber Käte gab sich nicht so leicht. Sie bedauerte ihren Papa und seinen Wald wegen der Essen in warmen Worten, aber am Ende sagte sie doch: „Herr Berga tut schließlich doch nur seine Pflicht, wenn er auf dem Grubenfelde tätig ist, Papa, und das darf man ihm nicht als Sünde anrechnen."

„Ja, wie man dem Teufel den Schwefelgestank auch nicht als Sünde anrechnet, denn dafür ist er eben der Teufel — schön ist's aber doch nicht", erklärte der

Oberförster. Und plötzlich schoß ihm ein ängstlicher Gedanke durch den Sinn.

„Das wirst Du mir doch nicht antun, mein Mädel“, begann er — aber er scheute sich, den Gedanken auch nur ganz auszusprechen. „Nein, nein, zwischen uns und den Leuten auf dem Grubenfelde ist keine Gemeinschaft“, sagte er, und jetzt schwieg Räte, um ihn nicht zu reizen.

„Karl muß mir helfen, ihn zu befehren“, dachte sie. „Wenn Karl nur erst da wäre!“

IX.

Die Frau Rektor Berga hatte ihr altes „Schwarzseidenes“ wieder einmal gewendet und die allzusehr glänzenden Stellen mit Spiritus abgerieben, so daß sie fand, das Staatskleid sei noch würdig genug, um „ihr Ideal“, die Frau Gräfin Dardo, darin zu besuchen. Hans hatte ihr ja freilich Stoff zu einem neuen Seidenkleide geschenkt, aber der lag „bei dem übrigen“ in der Kommode, und die Frau Rektorin meinte, das sollte ihr hochzeitliches Gewand werden, wenn ihr Hans einmal mit der Schwiegertochter Ernst machte. In feierlicher Stimmung und mit einem gerührt glücklichen Gesicht saß Frau Berga nun am Fenster und erwartete den Wagen, der sie holen sollte. Ein zusammengefaltetes Taschentuch und ein ziemlich umfangreiches Briefcouvert lagen auf ihrem Schoß zwischen ihren zur Feier des Tages einmal müßigen Händen. Ihr Mann fuhr

zwar nicht mit, aber er hatte doch seinen langen, dunkelblauen Sonntagsrock an, der bis unter das Kinn zugeknöpft war und in dem er vor dem herrschaftlichen Kutscher würdig zu erscheinen wünschte, wenn er seine Frau an den Wagen geleitete.

„Die Besuche sind zwar an und für sich eine recht überflüssige Hoffart, liebe Minna“, sagte er, mit abgemessenen, steifen Schritten auf und ab gehend, „denn ich möchte tagieren, daß Du so eine Art Hofnarrin bei der Frau Gräfin abgibst, da sie Dich um sonstiger Eigenschaften willen doch kaum zu sich entbieten würde, in dessen da hinwieder unser Sohn sozusagen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, kann man nie wissen, ob diese Beziehung, sei sie, wie sie immer sei, ihm nicht dermaleinst nützen kann, und daher wende ich nichts dagegen ein, wenn Du nach Annenhof fährst.“

Frau Minna unterdrückte einen Seufzer. Sie kannte ja schon längst die Auffassung ihres Vaters, und sie wollte sich heut nicht ärgern, aber die andächtig freudige Stimmung hatte er ihr doch verdorben.

Da klang ein wohlbekannter Schritt vor der Thür, und über Frau Minnas etwas verdüstertes Gesicht flog es wie ein Sonnenstrahl. „Da ist der Junge!“

Hans trat ein. Er drückte dem Vater die Hand und küßte die Mutter auf die Stirn. „Ich fahre mit Dir bis zu der kleinen Ziegelei in der Nähe von Annenhof“, sagte er, „ich will 'mal sehen, was sich da machen läßt, es wäre immer bedeutend näher als zur Ziegelei von Honiatu.“

„Aber warum wendest Du Dich nicht an die Pronomizer Ziegelei?“ fragte Frau Minna.

Hans Bergas Stirn faltete sich. „Herr Waldow will ja nicht“, sagte er, „er zwingt mich dazu, ihm einen Konkurrenten zu schaffen.“ Er tippte mit der Hand auf das Koubert, das Frau Minna hielt.

„Für die Gräfin?“ fragte er lächelnd.

Sie nickte.

„Darf ich lesen?“

Das Koubert war nicht zugeklebt, der große zusammengefaltete Quartbogen, den es enthielt, guckte daraus hervor.

Hans Berga überflog die Verse. „Sehr hübsch, Mütterchen“, sagte er dann, „der alte Holtei seligen Angedenkens hätte es nicht besser gemacht. Kennst Du es, Vater?“

Der Schulmeister erhob abwehrend die Hand. „Du weißt, mein Sohn, ernste Lektüre geziemt sich für mich besser als solche Allotria.“

Hans strich über den glatten Scheitel seiner Mutter, als wolle er sagen: laß Dich's nicht verdrießen; aber das tat sie ohnehin nicht, denn in diesem Augenblick fuhr der Wagen aus Annenhof vor. Die Kinder, die vor der Haustür gespielt hatten, stürmten herein. Frau Minna erhob sich mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Omama, Omama, da ist Dein Wagen!“ riefen die Kleinen.

Würdevoll und freudestrahlend durchschritt Frau Minna den Laubengang, Taschentuch und Gedicht in den Händen haltend.

Hans setzte sich neben sie in den Wagen, und dahinging die Fahrt.

Annenhof war der Witwensitz, den die alte Gräfin Dardo seit dem vor mehreren Jahren erfolgten Tode ihres Gatten bewohnte.

Das große Schloß auf dem Hauptgut war ihr zu weitläufig gewesen und sie hoffte, ihr Sohn würde sich eher zu einer von ihr sehr gewünschten Heirat entschließen, wenn sie es räumte. So hatte sie sich in dem kleineren idyllischen Annenhof eingerichtet und lebte dort zwischen ihren Blumen, ihren Büchern und ihren homöopathischen Heilmitteln, mit denen sie allerlei glückliche Kuren unter den Armen der Gegend ausführte. Das Leben der großen Welt hatte nie einen Reiz für sie gehabt, aber in der kleinen Welt, die sie umgab, liebte sie es, sich in Menschen und Dinge zu vertiefen, und dadurch allerlei Reize ausfindig zu machen, die flüchtigeren oder anspruchsvolleren Beobachtern entgangen sein würden. Frau Minna Verga hatte sie bei Gelegenheit einer Schulprüfung vor Jahren kennen gelernt und mit der ihr eigenen Gabe, sich in das Seelenleben anderer zu versenken, wobei einfache Leute und Kinder ihr immer am meisten Sympathie einsößten, hatte sie erkannt, wie viel vortreffliche Eigenschaften sich bei Frau Minna hinter der oft etwas überschwenglichen

Form des Ausdrucks verbargen. Sie hatte ihr Bücher und Fruchtgelees geschickt, erstere, weil sie fühlte, daß Frau Minnas empfängliche Seele oft darbt, letztere, weil sie meinte, daß eine kleine Lebensversüßung immer auffrischend wirkte, und Frau Minna hatte in begeisterten Versen gedankt, unter denen sie dann ihren Namen als „Minona“ poetisierte. So hatte die seltsame Beziehung sich angesponnen, und die Gräfin ließ zwei- bis dreimal im Jahre Frau Minna zu sich holen, verplauderte ein paar Nachmittagsstunden mit ihr und packte ihr dann allerlei nützliche und angenehme Dinge, die ihrem äußeren oder inneren Menschen zu gute kommen sollten, in den Wagen.

„Sie ist ein Engel“, sagte Frau Minna unterwegs zu ihrem Sohne, „und das sind meine Feiertage, wenn ich zu ihr komme; und wenn ich „Minona“ unter meine Gedichte an „sie“ schreibe, so fühle ich mich in diesen Augenblicken auch wirklich als eine etwas bessere als die gewöhnliche Minna, die jahrein jahraus durch das Schulhaus geht.“

„Du bist eben eine Feiertagsnatur, Mütterchen“, sagte er lächelnd, „und das habe ich von Dir geerbt. Ich kann auch lange arbeiten und schuften, ohne rechts und links zu sehen, aber in einer verborgenen Gedanken-ecke muß ich eine Freude auf irgend etwas mit mir herumtragen — auf einen rechten Feiertag. Das ist ein Gefühl, das frisch erhält und widerstandsfähig.“

Sie nickte. „Wir beide verstehen uns schon immer, mein Hans!“

Bei der Ziegelei stieg Hans aus. Er sagte, er würde längere Zeit hier zu tun haben und nachher würde er bei dem Inspektor vom Annenhof warten, bis seine Mutter zurückführe, um sich ihr dann wieder anzuschließen.

Die Gräfin empfing Frau Minna in ihrer gewohnten, ruhig freundlichen Weise. „Das ist heut ein schöner, stiller Sonntag, wie ich ihn liebe“, sagte sie. „Ich habe gerade meine Bibelftunde mit den Hoffindern beendet, und da Sie Kinder lieben, wird es Sie gewiß freuen, die kleine Gesellschaft zu sehen. Sie sitzt noch beim Vesperbrot.“

Sie öffnete die Thür des anstoßenden Speisezimmers, wo ein Duzend Blondköpfe sich in den süßen Inhalt großer Schokoladentassen vertiefte. „Sagt der Frau Rektorin guten Tag, Kinder“, befahl die Gräfin, und die ganze Gesellschaft kam heran, um die Hand zu reichen und Knixe zu machen.

„Sehen sie nicht alle nett und manierlich aus?“ sagte die Gräfin, und ihre Hand auf den Kopf eines Mädchens legend, fuhr sie fort: „Da meine kleine Namensschwester, die Anna, die hat uns heut die Geschichte vom verlorenen Sohn sehr schön erzählt — eins der Kinder muß mir nämlich immer am nächsten Sonntag erzählen, was ich am vergangenen Sonntage vorgelesen habe, und wenn es gut geht, besehen wir dann die dazu gehörigen Bilder mit einander — und Sie glauben gar nicht, was für Fortschritte die Kinder schon gemacht haben!“

Es war ein hübsches Bild, die Gräfin mit ihrem guten Lächeln, ihrem schneeweißen Lockenscheitel, den sie gegen alle Tagesmode beibehalten hatte, inmitten der Kinder, und Frau Minna konnte sich nicht anders helfen, als indem sie die feine, immer noch schöne Hand ihrer Gönnerin an ihre Lippen zog und dabei flüsterte: „Mein Ideal“.

Die Gräfin schüttelte lächelnd abwehrend den Kopf und schickte die Kinder zu ihrer Schokolade zurück, während sie mit ihrem Gast in ihr Wohnzimmer trat, wo der Kaffeetisch für zwei Personen gedeckt bereit stand.

„Ich habe meine Gesellschafterin beurlaubt“, sagte die Gräfin, „ich wußte ja, daß ich heut nachmittag gute Gesellschaft haben würde, und nun kommen Sie, setzen Sie sich und langen Sie zu, liebe Frau Berga.“

Frau Minna begann ihre sauber geflickten schwarzen Handschuhe auszuziehen.

„Ach, Frau Gräfin“, seufzte sie dabei, „ich bin noch viel zu aufgeregt, um etwas genießen zu können. Frau Gräfin wissen gar nicht, wie glücklich Sie mich machen durch Ihre Güte.“

„Aber liebe Frau Berga, seien Sie doch gescheit! Wenn ein paar alte Frauen wie wir sich zusammen an den Kaffeetisch setzen, ist doch kein Grund zur Aufregung da — aber ich weiß schon, Sie sind im Herzen noch ganz jung und diese Gefühlsfrische bei Ihnen ist auch eine besondere Himmelsgabe. Wir sind doch ungefähr Alters-

genossinnen, beide 65 Jahre alt, nicht wahr? Nun, sehen Sie, ich komme mir neben Ihnen immer ganz alt vor.“

Frau Minna seufzte.

„Ach, ich würde das ja keinem anderen Menschen gegenüber zugeben, aber Frau Gräfin sehen einem ja doch ins Herz, warum soll ich's da nicht gestehen? Manchmal, wenn ich gerade aufwache, muß ich mich wirklich besinnen, daß ich eine alte Großmutter bin; denn wenn gerade die Sonne scheint und ich habe vielleicht am Tage vorher eine Freude gehabt, da ist mein erstes Gefühl: Gott sei Dank, das gibt heut einen schönen Freudentag — gerade so, wie ich's gefühlt habe, als ich achtzehn Jahre alt war.“

Die Gräfin sah mit einem Ausdruck von Rührung zu der kleinen Frau hinüber, deren Augen so glänzend und so kindlich vertrauensvoll ihrem Blick begegneten, als seien sie ganz jung geblieben.

„Haben Sie denn so oft solche Freuden?“ fragte die Gräfin.

„Vielleicht nicht so oft, Frau Gräfin, aber dann um so größer und schöner — jetzt z. B. die Freude über meinen Sohn!“

Und nun kam Frau Minna in Zug. Ein lieberes Gesprächsthema als ihren Hans gab es ja nicht für sie.

Die Gräfin hörte ihr zu mit einem eigenen, wehmütigen Ausdruck um den Mund.

Auch sie war eine zärtliche Mutter, auch ihre Töchter waren verheiratet, und sie brachte den größten Teil des

Jahres damit zu, von einer zur anderen zu reisen, um die verschiedenen Entelchen, die in ziemlich regelmäßigem Turnus erschienen, willkommen zu heißen, und auch ihr jüngstes Kind war ihr Sohn — ihr Nesthätchen, ihr Liebling. Ja, das war ihr Fred von Anfang an für sie gewesen, wenn sie es auch nur vor sich selbst und stets mit einem leisen Selbstvorwurf zugegeben hatte; aber je älter Fred wurde, je mehr hatte er sich der Mutter entfremdet. Im vornehmsten Kavallerieregiment der Provinz stehend, hatte er stets einige Kameraden bei seinen Urlaubsbesuchen mitgebracht, Pferde und Sport hatten seine Interessen mehr und mehr in Anspruch genommen, für die kleinen Liebhabereien der Mutter hatte er bald nur noch ein duldsames Lächeln, und wenn von Büchern die Rede war, pflegte er zu sagen: „entweder ich weiß selbst, was darin steht, dann brauche ich sie nicht zu lesen, oder ich verstehe das, was da zusammengeschrieben worden ist, doch nicht — und dann brauche ich es auch nicht erst zu lesen“. B ziemlich jung in den Besitz eines großen Güterkomplexes gelangt, hatte er sich als grand seigneur gefühlt und seinen Passionen für Sport und Luxus jeder Art die Zügel schießen lassen. Die Gräfin mit ihrer mehr nach innen gerichteten Lebensauffassung hatte weder Energie noch Weltkenntnis genug, um den Sohn zu beeinflussen, in der Vermögensverwaltung hatte sie gar nichts zu sagen, und sie hatte sich auch nie um die damit zusammenhängenden Verhältnisse gekümmert. Die letzten Jahre, mit ihrem Rückgang in der Landwirt-

schaft, hatten indessen auch Fred Dardos Einkünfte geschmälert, gerade in einer Zeit, wo er den Entschluß gefaßt hatte, sein Gestüt nach englischem Muster zu vervollständigen. Da war ihm der Waldkauf angeboten worden. Passionierter Jäger war er nicht, für seine schießlustigen Kameraden blieben, wie er meinte, noch Rehböcke genug, und eine Gelegenheit, minderwertigen Waldboden für 2000 Mark pro Morgen zu verkaufen, fand sich auch so bald nicht wieder. So hatte er zugeschlagen, und die Gräfin hatte den ganzen Handel erst erfahren, als nichts mehr daran zu ändern war. Ihr angeborenes Gefühl für feudale Einrichtungen widerstrebt diesem Verkauf, aber der Besitz war nicht Majorat, Fred Dardo war unbeschränkter Eigentümer. Zu ändern war an der Sache nichts mehr; aber wie jetzt Frau Minna von dem beglückenden Verständnis sprach, das zwischen ihr und ihrem Hans bestand, da dachte die Gräfin mit einem plötzlichen Schmerzgefühl an ihren Fred, und wäre sie einer Neidempfindung fähig gewesen, sie hätte in diesem Augenblick Frau Minna beneidet. So aber dachte sie, daß hier vielleicht der gerechte Schicksalsausgleich läge zwischen der kleinen Schullehrersfrau und ihr, und fromm, wie sie war, beugte sie sich unter das, was sie „Gottes Willen“ nannte.

„Nun, das freut mich herzlich, daß diese große Freude, Ihren Sohn jetzt so nahe zu haben, Ihnen zuteil wird“, sagte sie endlich, „und söhnt mich ein wenig aus mit dem Waldverkauf, über den ich eigentlich recht unglücklich war.“

Frau Minna faltete unwillkürlich die Hände. „Mein Gott, Sie auch waren unglücklich darüber, Frau Gräfin“, sagte sie erschrocken und setzte dann resigniert hinzu: „Ja, ja, es gibt schon keine vollkommene Freude auf der Welt. Zuerst sah ich doch nur eitel Glück bei der Hüttenanlage — und dann hörte ich schon von unserer lieben jungen gnädigen Frau in Pronowik, daß ihr Schwiegervater, der Oberförster Waldow, so unglücklich darüber wäre, und jetzt sagen Frau Gräfin mir dasselbe. Wie soll ich mich denn nun noch darüber freuen?“

„Thun Sie das nur ruhig, liebe Frau Berga“, erwiderte die Gräfin, ich sage Ihnen ja, daß Ihre Freude mich schon ein wenig mit dem Verkauf versöhnt, gegen den ich nur deshalb war, weil er so ganz gegen den Sinn meines verstorbenen Mannes gewesen wäre. Daß aber unser braver alter Oberförster sich schwerer damit ausöhnen wird, das kann ich mir wohl denken. Und ich fürchte, unser Direktor wird es ihm recht wenig schonend mitgeteilt haben, denn der ist ein jüngerer Mann, und wenn auch mein Sohn außerordentlich zufrieden mit seinen Leistungen ist, so höre ich doch, daß er gegen die alten Beamten aus der Zeit meines Mannes recht rücksichtslos sein soll.“

„Ja, der Oberförster soll sich gar nicht dareinfinden wollen, das hat mir auch mein Sohn gesagt“, bestätigte Frau Minna.

Die Gräfin schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Mein Mann hielt so sehr viel von dem alten Waldow, es täte mir doch sehr leid, wenn ihm gegenüber etwas versehen worden wäre“, sagte sie. Und mit der ihr eigenen Zähigkeit, mit der sie an einem Gedanken festhielt, bei dem ihr Herz beteiligt war, kam sie nach ein paar Stunden, als Frau Minna sich anschickte, Abschied zu nehmen, auf den Kummer des Oberförsters Waldow zurück.

„Wissen Sie, liebe Frau Verga, wenn das Wetter so herrlich bleibt, mache ich vielleicht einmal eine Fahrt bis zu unserm Walde, um dem Oberförster ein paar freundliche Worte zu sagen, und auf dem Rückwege komme ich dann auch bei Ihnen vorbei.“

Frau Minna war überselig, und die Gräfin freute sich darüber, durch eine freilich etwas weite Fahrt zwei Menschen glücklich machen zu können. Wie schwerwiegend des Oberförsters Gründe waren, die ihn gegen das künftige Hüttenwerk einnahmen, wußte sie nicht. Aber mit ihrem feinen Herzensgefühl ahnte sie, daß der treue Diener ihres verstorbenen Mannes verletzt worden war. Sie sagte sich, daß die Ungeschicklichkeit des Direktors nur durch die Herrschaft selbst gut gemacht werden könnte, und da ihr Sohn verreist und sie seiner in diesem Punkte auch nicht recht sicher war, wollte sie selbst für das eintreten, was sie für richtig hielt.

Das war eine schöne Rückfahrt, die Frau Minna an diesem Abend mit ihrem Hans machte. Frau Minna war erfüllt von der Güte und Liebenswürdigkeit ihres

Ideals, dem sie zuguterleht noch ihre Gedichte hatte vorlesen dürfen, und Hans war befriedigt von dem, was er in der Ziegelei ausgerichtet hatte. „Das Material ist ausgezeichnet“, sagte er. „Mit einem Vorschuß von uns wird der Mann seine Anlage vergrößern, und die Annenhofer Bauern haben sich zu billigen Bedingungen verpflichtet, uns die Ziegeln heranzufahren. Ich habe die Tasche voll günstiger Kontrakte.“

„Ach ja, Hans, das war wieder einmal so ein echter, guter Festtag“, erwiderte Frau Minna, „der reicht aus für lange Zeit!“

X.

Der Obersteiger Karl Baldow war auf dem Grubenfelde eingetroffen, und da die Oberförsterei zu entfernt lag, um dort Wohnung nehmen zu können, hatte er ein zweites Wellblechhaus in der Nachbarschaft des Ingenieurs bezogen. Nun wurde das „Abteufen“ des Schachtes mit Macht weiter betrieben, erst in runder Zimmerung aus Holz.

„Wenn wir erst zehn Meter tief sind, werden wir gegen das feste Gestein von Schieferton und Sandstein mit Dynamit vorgehen“, sagte Karl zu Hans Berga, der das Fortschreiten des Abteufens mit Interesse verfolgte.

„Ich wünschte, man könnte auch mit so einem unwiderstehlichen Sprengmittel gegen versteinerte

Meinungen und Ansichten vorgehen, wenn sie einem den Weg verlegen“, bemerkte Berga.

Karl sah ihn aufmerksam an. Dann fragte er plötzlich: „Wie hat mein Alter sich den hiesigen Arbeiten gegenüber gestellt?“

Hans, der sich nach einer Aussprache sehnte, zog ihn ins Vertrauen und erzählte ihm alles.

„Teufel“, brummte Karl, „das ist freilich hart für den Alten, daß Du ihm auch noch die Räte abspenstig machen willst, aber einmal heiratet so'n Mädel doch, darüber wird sich ja auch der Alte keine Illusionen machen!“

„Wenn er uns nur nicht so von vornherein als persönliche Feinde betrachten wollte“, meinte Hans. „Es ist ja richtig, sein Wald wird durch uns geschädigt werden, — aber ich meine doch, der Vorteil, den wir der ganzen Gegend bringen, wiegt den Schaden auf, den wir den Bäumen zufügen. Ich habe mir im Hinblick auf Deinen Vater verschiedene Gutachten von Sachverständigen schicken lassen — da ist ein gewisser Oberforstmeister Berggrebe, der weist nach, daß der Schaden, den der Hüttenrauch für die Vegetation mit sich bringt, nicht weiter als ein Kilometerradius reicht. Andere meinen freilich, das wäre zu gering gerechnet; das kommt natürlich auf Bodenverhältnisse, Windrichtung und dergleichen an. So, wie hier die Sachen liegen, meine ich, kommen wir mit einem Kilometer Schädigung aus, und da in dieser Entfernung von ‚Glückswald‘ der Wald aus

dreißig= bis vierzigjährigen Hölzern besteht, die wir als ‚Grubenhölzer‘ doch verhältnismäßig hoch bezahlen können, wäre es am besten, die Bäume, noch ehe sie zu kränkeln beginnen, einzuschlagen und meinetwegen Kartoffeläcker aus der Fläche zu machen. Ich gebe ja zu, daß das eine schwere Sache für einen passionierten Forstmann ist, aber man muß doch das ganze nicht über dem einzelnen aus den Augen verlieren.“

Karl nickte zustimmend.

„Wir Jüngeren tragen diese Auffassungen schon gewissermaßen im Blute — sie liegen im Geiste der Zeit, und wir haben sie mit der Luft von Kindheit an eingeatmet. Die Alten sind daran gewöhnt, sich zu beschränken in ihrem Gesichtskreis, in ihren Ansprüchen, in ihren Erwartungen — das ist ‚festes Gestein‘, und man kann da nicht mit Dynamit hineinarbeiten wie beim Grubenbau.“

„Aber man muß sich doch klar machen, daß bei einem Bevölkerungs= und Kulturzustande, wie dem heutigen, die Industrie eine absolute Notwendigkeit ist“, rief Hans Berga. „Alle Übergangsstadien sind schwierig, natürlich, aber man sollte sie sich doch nicht noch erschweren, indem man persönliche, gehässige und kleinliche Motive hineinmengt!“

Er erzählte ihm von seiner Begegnung mit Otto.

„Wenn ihm wirtschaftliche Schwierigkeiten aus der Nachbarschaft der neuen Industrie erwachsen sollten, so konnte er doch auch große, wahrscheinlich reichlich aus=

gleichende Vorteile davon haben, wenn er auf meinen Vorschlag, seine Ziegelei betreffend, einging. Statt dessen bereitet er mir augenblickliche Schwierigkeiten bei der Heranschaffung des nötigen Materials zu den Bauten und sich eine ernstliche Konkurrenz für die Zukunft, denn die Ziegelei bei Annenhof wird durch uns groß gemacht werden.“

Karl wollte mit Otto über diese Sache sprechen, aber Hans Berga sagte ihm, daß er nun einen dreijährigen Kontrakt mit der andern Ziegelei gemacht habe.

Karl Waldow sah ernst darein.

„Ich sehe schon“, sagte er, „hier wird's für mich noch andere schwierigere Arbeit geben, als den Bau der Glückimwald-Grube, aber ich wäre ja ein schlechter Bergmann, wenn ich mich so leicht abschrecken ließe, da einen ‚Stollen‘ durchzulegen, wo ich ihn für nötig halte. Also ‚durch‘ — durch das unterirdische ‚Gebirge‘ und durch die Vorurteile der Meinigen!“

„Glück auf!“ rief Hans Berga, „Glück auf, tausendmal, denn ich weiß wirklich nicht, wie ich ohne Dich hier mit den Deinigen weiter kommen sollte, und weiter kommen muß ich, denn Räte gebe ich nicht auf, und wenn ich, wie Jakob, sieben Jahre um sie werben müßte! Am Ende gibt es doch nur die zwei Dinge auf der Welt, um die es sich verlohnt, zu leben: die Arbeit und die Liebe!“

„Ja“, bestätigte Karl Waldow, „und die beiden liegen für Dich augenblicklich so verbindungslos da, wie

etwa zwei Planeten — praktisch hast Du Dir das wirklich nicht eingerichtet, daß Dein Herz Dich gerade dahin zieht, wo Deine Arbeit als etwas Feindseliges empfunden wird.“

Hans Berga seufzte leise. „Da hast Du recht — aber kann ich es ändern? Festhalten werde ich an beidem — an meiner Liebe und an meiner Arbeit!“

„Na also ‚durch‘! rief Karl und sie reichten sich die Hände in festem Druck, ‚durch‘!“

XI.

Bei seinem nächsten Besuch in der Försterei nahm Karl die verschiedenen fachmännischen Schriften mit, die Hans sich hatte schicken lassen. Vom Einschlag der Gruben-
hölzer sagte er zunächst noch nichts, aber er sprach in warmem Ton von Hans Berga, wie dieser sich auch mit den forstmännischen Interessen vertraut zu machen suchte, und wie er darüber nachdächte, auf welche Weise am wenigsten Schaden angerichtet werden würde.

Räte hörte ihm mit leuchtenden Augen, die Mutter zustimmend und der Oberförster ziemlich unwirsch zu.

„Wenn ihn das Gewissen nur schon früher gerührt und er mir seine Bande nicht erst in meinen Wald geheft hätte“, sagte er.

„Na, schließlich kann er doch nichts dafür, daß hier die Kohlen liegen!“ meinte Karl.

Aber der Oberförster wollte auch das nicht als Entschuldigung gelten lassen. „Ja, die Kohlen sind freilich

ohne sein Zutun hier gewachsen, Gott sei's geklagt, und mit der Grube hätte man sich ja allenfalls abgefunden — das Hüttenwerk aber — nein, darüber komme ich nicht weg, und das verzeihe ich dem Berga nicht.“

War der Alte zähe in seinem Widerspruch, so war Karl ebenso unermüdllich in seiner Verteidigung des Freundes. „Seine Pflicht war es doch, die Gesellschaft, deren Interessen er wahrzunehmen hat, auf jeden Vorteil aufmerksam zu machen, und daß es vorteilhaft ist, ein Rohprodukt, wie die Kohle, direkt an Ort und Stelle zur Erzeugung von Industrieprodukten verwenden zu können — nein, der Gedanke liegt so nah, daß er wohl einem anderen auch eingefallen wäre, auch wenn Hans Berga nicht zuerst davon gesprochen hätte. Und siehst Du, Vater, ein feiner Kopf ist er, und ich halte ihn für vollbefähigt, seine jetzige Vertrauensstellung auszufüllen.“

„In zehn bis zwölf Jahren, wenn die Hütte die Erwartungen rechtfertigt, die man hegt, kann Hans Berga als Oberingenieur eine Jahreseinnahme von 30 000 Mark haben“, sagte er schließlich so nebenbei, „der Oberingenieur des Direktors Drowitz steht sich so!“

Die Frau Oberförsterin sah ihre Tochter an, Räte beugte sich über die Handarbeit, die sie gerade vor hatte.

Der Oberförster hüllte sich in dichte Rauchwolken, dann nahm er die Pfeife aus dem Munde und sagte aufstehend: „Diese unsinnigen Gehälter machen die Menschen bloß unzufrieden — na — und ich muß jetzt

zur Grasauktion, die Leute stehen schon vor dem Hause, in einer Stunde werde ich fertig damit sein."

Er ging hinaus. Und nun ließ die Oberförsterin ihrer Beredsamkeit freien Lauf. So glänzend habe sie sich die Karriere, die der junge Berga machen könnte, doch nicht vorgestellt. Da sei ihr Schwager mit seinen 12 000 Mark, die ihr bisher immer sehr imponiert hätten, ja ein Stümper dagegen!

Und während der Oberförster die Nutznießung seiner Grasraine und entlegenen Waldwiesenstückchen meistbietend vergab, gewann Hans Berga in der Gunst der Oberförsterin so viel Terrain, daß Käte es schließlich riskierte, der Mutter zu erzählen, wie unfreundlich Otto den Ingenieur behandelt hatte.

"Ja, davon weiß ich ja kein Sterbenswörtchen, warum hast Du mir denn garnichts davon erzählt, daß Herr Berga neulich bei Ottos war?"

Käte entschuldigte sich damit, daß sie ihren Vater nicht erst habe dadurch aufregen wollen.

"Na, m i r konntest Du es doch aber sagen — ja, was habt Ihr Euch denn anzusehen, als ob Ihr im Einverständnis gegen mich wäret — Karl — Käte — was ist eigentlich los? Denn es ist etwas, das sehe ich Euch an!"

Karl, der gleich bei der Ankunft Käte einen besonderen Gruß von Hans zugeflüstert hatte, hatte in der That einen verständnisvollen Blick mit seiner Schwester getauscht, und die scheinbare Verlegenheit, in der beide

sich jetzt befanden, bestärkte die Oberförsterin in der Vermutung, daß „etwas los“ sei.

Das Ende der Szene war, daß Käte ihrer Mutter um den Hals fiel und sie bat, sie und den Vater doch nicht unglücklich zu machen, indem sie sich etwas merken ließe.

„Mit der Zeit wird er sich ja befehlen, Mama, aber jetzt darf er es noch nicht wissen, und Hans und ich wir wollen so geduldig warten —.“

„Hans und Du!“ wiederholte die Oberförsterin und fing an, die Entrüstete zu spielen, aber Karl schloß sie in seine Arme, sagte, sie sei ja immer seine kluge, vernünftige Mutter gewesen, und sie könne im Ernst doch gar nichts gegen Hans Berga als Schwiegersohn einwenden, und nachdem Hans Bergas künftiges Einkommen und die dichtende Frau Rektorin als Verwandte einen kurzen Kampf im Gemüt der Oberförsterin bestanden hatten, gingen die 30 000 Mark als Sieger hervor, und gerührt und zum Nachgeben bereit, ließ die Oberförsterin sich von ihren Kindern umarmen.

„Ach Mama“, sagte Käte, „es ist mir ja viel leichter um das Herz, nun Du es wenigstens weißt, ich habe so viel geweint in diesen Tagen!“

„Ja, siehst Du, Rädchen, man muß eben Vertrauen zu seiner Mutter haben“, sagte die Oberförsterin, „aber warten müßt Ihr freilich noch lange — Herr Berga ist ja auch vorläufig noch garnicht in dem hohen Gehalt, und ehe er von 9000 auf 30 000 Mark steigt, vergeht

schon so viel Zeit, daß der Papa sich allmählich eingewöhnt — und wir ihn so viel als möglich schonen können.“ „Oho, was kommt denn da für eleganter Besuch?“ rief Karl in diesem Augenblick. Eine Halbkaise, Kutscher und Diener auf dem Bock, eine einzelne schwarz gekleidete Dame im Fond, fuhr soeben in den Hof der Oberförsterei ein.

„Herr Gott, das ist ja die alte Gräfin!“ rief die Oberförsterin.

Sie eilte hinaus.

Der Oberförster, der seine Grasverpachtung im Hofe abhielt, stand schon am Wagenschlage, als seine Frau aus der Tür trat. Die Leute, die zum Termin gekommen waren, hatten sich mit abgezogenen Mützen in einer langen Reihe aufgestellt, es sah ganz feierlich aus.

„Ich komme, um nach Ihnen zu sehen, lieber Oberförster Waldow, weil Sie doch bei dem Waldverkauf Kummer hatten“, sagte die Gräfin, „ich kann ein bißchen aussteigen, nicht wahr?“

Die Oberförsterin kam knigend heran und half der Gräfin beim Aussteigen.

„Was sind denn das für Leute?“ fragte die Gräfin. Der Oberförster erklärte es ihr.

„Wir schicken sie gleich weg“, versicherte die Oberförsterin, aber ihr Mann schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht, bitte zu verzeihen, Frau Gräfin“, sagte er, „es gibt nur einen Sonntag in der Woche, die Grasverpachtung darf nicht noch acht Tage ver-

schoben werden, und jeder andere Tag würde die Leute ein halbes Tagelohn kosten, da sie aus der Arbeit weglaufen müßten, um herzukommen. Aber in einer Viertelstunde sind wir fertig.“

Die Gräfin nickte ihm zu. „Immer pflichttreu und brav, mein lieber Oberförster Walbow“, sagte sie, „so ist's recht. Sie dürfen sich durch mich nicht stören lassen, und ich trinke inzwischen ein Täßchen Kasse bei Ihrer lieben Frau.“

„Nehmen Frau Gräfin es ihm nur nicht übel, aber er ist nun einmal so“, entschuldigte die Oberförsterin, die mit lebhaft geröteten Wangen neben der Gräfin stand.

„Er hat ja ganz recht, liebe Frau Walbow — ach — das ist wohl Ihr hübsches Töchterchen. Sie sehen ja recht wie ein Waldröschen aus, liebes Kind!“ Käte küßte die Hand, die die Gräfin ihr entgegenreichte.

„Und das ist mein Sohn, der Obersteiger“, stellte die Oberförsterin Karl vor, der unter der Haustür stehen geblieben war, und während die Gräfin diesem ein paar freundliche Worte sagte, flüsterte die Oberförsterin Käte zu: „Schnell Kaffee, vom besten, und das gute Service in die gute Stube — lauf aber erst und nimm die Überhänge von den Möbeln.“

Käte verschwand. Die Oberförsterin war mit ihrem leicht beweglichen, heiteren Sinn jetzt so ganz bei ihrem Besuch, daß die ernste Unterredung mit Käte für sie in nebelhafte Fernen zurücktrat, für den Augenblick

wenigstens. Sie geleitete die Gräfin über den Hausflur und öffnete die Thür der „guten Stube“, in der das Sofa und die zwei Fauteuils in der ganzen Pracht ihrer roten Plüschbezüge prangten, während Käte eilig mit den „Überhängen“ verschwand.

Es war etwas dumpfig in dem Zimmer; denn da man es für gewöhnlich nicht bewohnte, pflegte man auch die Fenster nicht zu öffnen, aber die Gräfin schien das nicht zu bemerken, sondern lobte das „hübsche Zimmer“ und setzte sich in die Sofaecke.

„Ach, mit unseren alten Sachen ist ja kein Staat zu machen, wenn man auch alles ordentlich hält“, sagte die Oberförsterin, „da sieht es bei den Kindern in Pronowiz schon anders aus —“ und sie ließ ihrem mütterlichen Stolz die Zügel schießen, während die Gräfin lächelnd zuhörte.

„Das ist nur schön, daß Sie in Pronowiz so viel Freude haben, da kommen Sie leichter über den kleinen Kummer hier im Walde weg“, sagte die Gräfin und war erfreut und beruhigt, von der Oberförsterin zu hören, daß „das alles ja nicht so schlimm wäre, wie ihr Mann sich das dünkte“.

Käte brachte den Kaffee und zog sich gleich wieder zurück, denn Karl erwartete sie, und beide gingen in den Garten, um ungestört von Hans Berga sprechen zu können. Gleich darauf kam der Oberförster in die „gute Stube“; aber er hatte nicht die leichtlebige, mitteilsame Art seiner Frau. Die dumpfige Stube und die Gegen-

wart der Gräfin, deren gütige Gesinnung ihm nicht über ihr mangelndes Verständnis für die Sachlage weghalf, bedrückten ihn. Je einsilbiger er aber war, je redseliger wurde seine Frau. Am Ende fiel auch Hans Bergas Name mit einigen vorsichtig lobenden Verbrämungen von seiten der Oberförsterin.

Da sagte die Gräfin: „Ach, das ist der Sohn von der Rektorin Berga — eine sehr liebe Frau, die Rektorin, ich halte sehr viel von ihr und freue mich, daß sie so viel Grund hat, auf ihren Sohn stolz zu sein!“

Die Oberförsterin sah ihren Mann triumphierend an — also auch von dieser Seite Anerkennung, und eine Anerkennung, von der selbst auf die dichtende Rektorin ein Goldschein mit abfiel. Die Räte war wirklich nicht dumm gewesen und der Alte da würde sich schon geben!

Endlich erhob sich die Gräfin. „Und nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, lieber Oberförster Waldow, wenn unser Generaldirektor vielleicht etwas barsch vorgegangen ist“, sagte sie beim Abschied, „mein Sohn und ich, wir wissen doch, was wir an Ihnen haben — das wollte ich Ihnen noch einmal besonders sagen.“

Als der Wagen davonrollte, legte die Oberförsterin die Hand auf die Schulter ihres Mannes. „Siehst Du, Alter, die Gräfin sagt es doch auch, daß der junge Berga so ein tüchtiger Mensch ist und daß die neue Industrie auch ihre guten Seiten haben wird!“

Er antwortete nicht. Plötzlich fragte er: „Wo ist denn die Räte?“

Es war ihm ungewohnt, daß sie einmal nicht da war, wenn er freie Zeit hatte. Auf seinen Ruf kam sie jetzt mit Karl aus dem Garten herbei.

„Karl muß jetzt zurückgehen, Papa“, sagte sie, „und ich möchte ihn ein Stück Weges begleiten.“

Und dabei sah sie ihren Bruder mit so einem sonderbaren, glücklichen Blicke an, daß der Oberförster merkte, er hätte die beiden gestört, wenn er mit ihnen gegangen wäre.

„Jugend gehört eben zur Jugend“, schoß es dem Oberförster durch den Sinn, und dabei überkam ihn ein Gefühl, als sei er plötzlich uralt und überflüssig auf der Welt geworden.

„Geht nur“, sagte er, „ich habe ohnedies noch die Hauungspläne fürs nächste Jahr fertig zu machen.“

Wenn er sonst an einem Sommertage, wie heute, Schreibarbeiten machen wollte, hatte Käte ihm das auszureden gesucht, und er hatte sich von ihr, wie er das nannte, „in den Wald verführen lassen“.

Heute schwieg sie.

Als sie mit Karl fortgegangen war, stand der Oberförster allein am Fenster seines Arbeitszimmers und blickte in den Wald hinaus, und die verständnislose Güte der Gräfin, das „vernünftige Zureden“ seiner Frau und Kätes Waldgang mit dem Bruder gaben ihm zusammen ein Gefühl so völliger Vereinsamung, daß selbst der Anblick seines Waldes ihn nicht zu trösten vermochte.

„Wie lange wird er denn noch so frisch dastehen?“ dachte er. Er schüttelte den Kopf.

„Überständiges Holz schlägt man ein“, murmelte er. „Ich bin überständig.“

Käte schritt indessen an Karls Seite dahin. Eine Viertelstunde hinter dem Forsthaus trafen sie Hans Verga.

„Eigentlich ist das gegen die Verabredung“, sagte Karl, „wenn Ihr mich auch schon zum Boten zwischen Euch gemacht habt, Gelegenheit zum Rendezvous wollte ich Euch nicht geben!“

„Nein, Du kannst nichts dafür, wir tragen die Verantwortung allein, nicht wahr, Käte?“

Und Hans zog Kätes Arm in den seinen. So setzten sie zu dreien die Wanderung fort. Karl protestierte fortwährend dagegen, „Elefant“ zu sein, aber machte seine Sache als solcher doch sehr gut, und das Liebespaar war glücklich über dieses „unverhoffte“ und doch von beiden Seiten vorausgesehene Zusammensein.

Sie hatten den Fahrweg verlassen und schritten auf einem Fußwege dahin, der sonst nur den Förstern zur Benutzung diente. Derselbe führte zwischen buschigem Unterholz und endlich in gerader Linie an einer dichten Fichtenschonung vorüber.

Da tauchten vor den Wanderern drei Männer auf, so plötzlich, als seien sie direkt aus der Fichtenschonung getreten. Sie stuzten, blickten scharf nach den Näherkommenden hin, man hörte den einen „To yest pan

Ingenieur“ (daß ist der Herr Ingenieur) sagen, und dann kamen sie, leise mit einander redend, näher. In Räte regte sich das ererbte und anerzogene Gefühl der Verantwortlichkeit für den Wald.

„Diese Leute dürfen hier nicht gehen, und in der Schonung haben sie vollends nichts zu tun, bitte, Karl, frage sie, wie sie hierher kommen“, wandte sie sich an ihren Bruder.

„Das ist ja der Peter Misliwiez, und seine Begleiter sind zwei von unseren Arbeitern“, sagte Hans.

Unwillkürlich ließ Räte seinen Arm los, und er rief die Leute an.

„Na, wie kommt Ihr hierher, habt Ihr nicht gesehen, daß auf zwei Tafeln am Waldrande steht: der Eintritt in den Wald ist verboten?“

Die Leute drehten verlegen ihre Mützen in den Händen herum, und Misliwiez sagte: „Hab' ich sie bloß genommen mit, kenn' ich doch Wald, werd' ich doch hier nichts Schlechtes machen, aber habe ich wollen zeigen Weg zum Boitek, was wohnt in Kolonie —.“

„Der Fußweg ist aber verboten“, mischte Räte sich ein, „wenn Ihr nach der Kolonie wollt, müßt Ihr die Fahrstraße benutzen; mein Vater würde sehr böse sein, wenn er Euch hier sähe.“

Misliwiez schoß einen seiner giftigen Blicke auf Räte, und Karl, dem die ganze Szene fatal war, sagte in scharfem Ton: „Na kurz und gut, hier wird nicht weiter gegangen, macht, daß Ihr fortkommt, rechtsum kehrt.“

Die beiden Arbeiter wandten sich zum Rückwege, aber Miśliwież zwinkerte aus seinen kleinen, schlaunen Augen, die heut einmal nicht durch Schnapßdunst getrübt waren, Hans Berga und Käte an und sagte: „Bin ich gegangen Fußweg, weil ich wollte kommen vorbei zu Oberförsterei und sprechen mit Pan Ingenieur, hab' ich gewußt, daß Pan Ingenieur ist dort —.“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er barsch.

„O, — — aber der Pan Ingenieur spricht ja polnisch“ — und aus seinem harten, gebrochenen Deutsch zum Polnischen übergehend, sagte er, daß er einen geschickten Sohn habe, der mit Pferden umzugehen wisse, und er diesen gern auf dem Grubenfelde, wo es so viel Führen zu machen gäbe, beschäftigt sähe.

„Aber der Pietrek ist Staller bei meinem Schwager in Pronowiz, der ihn sicher ungern verlieren würde“, warf Käte ein.

„Nun, dann ist es von vornherein nichts“, rief Hans Berga, „ich miete fremde Leute nicht aus, Euer Sohn soll bleiben, wo er ist. Und nun fort mit Euch, und ein andermal verführt meine Arbeiter nicht zur Mißachtung der Warnungstafeln, sonst werde ich Euch auf den Dienst passen!“

Er wandte sich an Karl und Käte. „Mit diesem Menschen habe ich schon neulich in Pronowiz ein Rencontre gehabt — damals war er total betrunken!“

Sie hatten einen langsameren Schritt angenommen, um den Leuten Vorsprung zu lassen und aus ihrer Hörweite zu kommen.

Peter Mislinwieß beeilte sich aber auch nicht sehr, seine beiden vorangeschrittenen Begleiter einzuholen. Er trug den Kopf ziemlich tief zwischen den Schultern gebückt und machte ab und zu heftige Armbewegungen, als hielte er sich selbst eine Ansprache mit dazu gehörigen Gesten. Das Thema, das er behandelte, aber hieß: Hans Berga, und das, was er sich selbst über den Pan-Ingenieur zu sagen gut fand, klang weder friedlich noch Vertrauen erweckend.

XII.

Einige Wochen vergingen. Es war Räte durch Vermittelung von Mutter und Bruder gelungen, dem Oberförster die Erlaubnis abzurufen, daß Hans Berga Karl bei seinem nächsten Besuch in der Oberförsterei begleiten durfte, und mit Spannung sah sie dem Sonntage entgegen, an dem Hans zum erstenmal nach seinem Abendbesuch im Mai die Oberförsterei betreten sollte.

Kurz vor dem Eintreffen der beiden jungen Leute erschien einer der Revierförster und meldete, daß er in der Schonung bei „Jagen drei“ Schlingen gefunden habe und Spuren von Fußtritten und abgebrochene Zweige, welche darauf schließen ließen, daß Wilderer hier ihr Wesen trieben.

Räte, die gerade bei ihrem Vater war, als der Förster kam, erschraf, denn es war dieselbe Schonung, aus der damals Mislinwieß mit seinen Begleitern heraus-

gekommen war. Sie scheute sich jetzt, ihn zu nennen, weil er sie mit Hans Berga zusammen getroffen und sie ihrem Vater von dieser Begegnung nichts gesagt hatte. Bis jetzt hatte sie gemeint, den Vater nur zu schonen, indem sie ihm ihre Beziehungen zu Hans verschwieg, denn sie sagte sich, daß des Oberförsters Abneigung ungerechtfertigt sei, und ihr Herz verlangte stürmisch sein Recht, einen Mann, der ihrer würdig war, lieben zu dürfen. Heute, wo diese Liebe sie verhinderte einen Menschen namhaft zu machen, der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit im Walde Unfug trieb, empfand sie zum erstenmale das Bewußtsein einer Schuld dem Vater gegenüber. Der Oberförster hatte sofort die fremden Arbeiter des Grubensfeldes im Verdacht, und der Förster bestärkte ihn in dieser Meinung.

„Ja, das wird 'ne rechte Landplage werden, Herr Oberförster“, sagte er, „und mit dem gemüthlichen Leben hier wird's auch bald ein Ende haben. Sonst, wenn ich mich mit den anderen Revierförstern 'mal im Wirtshaus von Pronowitz traf, da tat der Wirt uns zu Gefallen, was er uns nur an den Augen absehen konnte. Jetzt hat der Dummkopf sich ordentlich besonnen, ob wir wohl auch in die Herrenstube gehörten und gut genug wären für die Baumeister, Ingenieure, Steiger und wie das Volk alles heißt, was jetzt dort verkehrt. Na, wir haben ihm heimgeleuchtet und haben ihm den Standpunkt klar gemacht, — aber die alte Gemüthlichkeit ist weg, wenn das Bier auch freilich besser geworden

ist und man auch sonst allerlei Lederbissen kriegen kann.“

Der Oberförster nickte vor sich hin.

„Ja, ja, Werner, die alte Gemütlichkeit ist weg, da haben Sie recht.“

Er sah finster vor sich hin, dann schlug er mit der Hand auf den Tisch.

„Aber hier im Walde sind wir noch die Herren, hier halten Sie mir Ordnung. Passen Sie scharf auf, wo erst Schlingen liegen, da kommen die Wildschützen auch noch, und vor dem Ungeziefer schützen wir uns.“

„Na, das will ich meinen, Herr Oberförster, wo ich so'n Kerl erwiße — einmal anrufen, und wenn er dann nicht steht, brennt man ihm eins auf den Pelz.“

„Aber hübsch vorsichtig, Werner, denn Sie wissen — wenn so'n Kerl dann doch nicht bewaffnet ist und man nicht beweisen kann, daß man sich in der Notwehr befunden hat, da gibt's eßliche Geschichten mit den Gerichten —.“

„Ach, Herr Oberförster, wenn die Kerls erst Schlingen legen, schaffen sie sich auch bald einen Schießprügel an! Aber, was ich bitten wollte — wenn der Herr Oberförster doch darauf dringen wollten, daß das Waldgitter an der neuen Grenze entlang wieder aufgerichtet wird, so'n ordentlicher Drahtzaun, daß einem nicht jeder in den Wald latzen kann.“

Der Oberförster seufzte.

„Ja, die verwünschte Generaldirektion, die immer klamm mit dem Gelde ist — ich habe gleich auf den Zaun aufmerksam gemacht.“

So weit das alte Waldgitter zu benutzen war, hatte man es wieder aufgestellt, aber die neue Grenze war länger, und es blieb daher ein offener Raum gerade hinter der neuen Ansiedelung.

„Da seht Ihr's nun, was für Annehmlichkeiten man von den neuen Nachbarn hat!“ sagte der Oberförster zu Frau und Tochter, als sein Untergebener sich entfernt hatte. „Da seht Ihr's nun!“

„I was denn, Alter, ab und an einmal Wildddiebereien hat es früher auch gegeben“, beschwichtigte die Oberförsterin, „dafür kann die Glückswald-Grube nichts!“

„Daß sie auch noch den Namen gewählt haben, es ist der reine Hohn!“ seufzte der Oberförster.

Käte schwieg. Sie sah jetzt dem Besuche des geliebten Mannes mit mehr Sorge als Freude entgegen, während die Oberförsterin, unbeeinflusst durch die schlechte Laune ihres Mannes und die Schweigsamkeit ihrer Tochter, den Kaffeetisch ordnete und an Kätes Krügen herumzupfte, den sie nicht kleidsam genug fand.

Endlich kamen die Erwarteten, und das erste, womit Hans Verga sich bei dem Oberförster einführte, war die Nachricht, daß man ihm zugesagt habe, das Waldgitter von seiten der Hüttenverwaltung vervollständigen zu lassen. Dieses kleine Entgegenkommen machte nun doch

einen guten Eindruck auf den Oberförster, und als er seine Befürchtungen in betreff der Schlingenleger aussprach und auch in dieser Sache volles Verständnis bei Hans Berga fand, begann er, fast gegen seinen eigenen Willen, mittheilsamer zu werden. Hans hörte geduldig alles an, was der Oberförster auf dem Herzen hatte gegen das Werk, dem Hans seine besten Kräfte zu widmen entschlossen war. Er wurde nicht müde, seinem Gegner Punkt für Punkt zu widerlegen, aber mehr als seine national-ökonomischen Auseinandersetzungen wirkte auf den Oberförster das Versprechen, daß Hans Arbeiter, die beim Schlingenlegen ertappt wurden, oder die im Verdacht des Wilddiebens standen, entlassen würde.

„Verlassen Sie sich darauf, was geschehen kann, um Ihren Wildstand gegen unsere Leute zu schützen, das soll geschehen“, sagte Hans, und Käte beobachtete mit stiller Freude, wie die umwölkte Stirn ihres Vaters sich allmählich aufhellte.

Und als er gar am Abend erklärte: „Alles, was wahr ist: mit dem Berga läßt sich doch reden!“ da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn so stürmisch, daß er verwundert fragte: „Na, Käte, was ist denn los?“

„Ich bin so froh, daß Du heut wieder etwas heiterer in die Zukunft siehst!“ erwiderte sie verlegen.

Er strich über ihren Kopf hin. „Du bist ein guter Kerl, Käte, aber wenn ich gegen Berga auch nicht ungerrecht sein will, heiter kann ich die Glückimwald-Grube und -Hütte drum doch nicht ansehen.“

Immerhin fand Räte, daß sie einen guten Schritt vorwärts gekommen war.

Und diesem ersten Besuch folgten andere. Räte begann immer hoffnungsvoller in die Zukunft zu sehen, denn sie kannte ihren Vater und wußte, daß er wohl schroff und heftig sein konnte, wie dem Woitek gegenüber, aber sie wußte auch, wie gutherzig und weich er im Grunde war, und sie war überzeugt, daß er am Ende nachgeben würde, wenn man nichts überstürzte.

Je mehr sich aber der scharfe Gegensatz zwischen der Oberförsterei und dem Hütteningenieur zu mildern schien, weil die Personen, welche die feindlichen Interessen vertraten, einander Gerechtigkeit widerfahren ließen und zu kleinen Konzessionen geneigter wurden, um so schroffer stand Otto der Grubengesellschaft gegenüber. Da gab es fortgesetzte Reibereien und Unannehmlichkeiten. Da handelte es sich bald um Wege, deren Benutzung Otto mit gutem Recht glaubte verweigern zu können, während die Gesellschaft dieses Recht nicht anerkennen wollte, bald liefen Arbeiter aus der Wirtshaft weg zu Zeiten, wo man sie besonders nötig brauchte, oder es gab Streit zwischen den Pronowitzer Leuten und den fremden Arbeitern.

„Man wird seines Lebens nicht mehr froh“, klagte Otto.

Der gefürchtete Arbeitermangel begann schon sich bemerkbar zu machen. In der Heuernte waren die gewohnten Hauer noch vollzählig angetreten, und die Weiber

hatten das Wenden und Breiten besorgt und hatten den Knechten beim Aufladen geholfen. Bei der Kornernte fehlten schon zwei von den Hauern und die anderen baten um Lohnerhöhung. Otto hielt ihnen vor, daß gerade während der Ernte die Löhne ohnehin hoch wären. Der Mann verdiente da pro Tag 2 Mark 50 Pfennige.

Ja, meinten die Leute, das wäre wohl ganz schön, aber der hohe Verdienst dauerte nur kurze Zeit. Wenn sie dagegen, wie ihre Gefährten, Arbeit auf dem Grubenfelde nähmen, könnten sie das ganze Jahr zwei Mark Tagelohn haben. Otto sah sich genötigt, nachzugeben, da er die Leute nicht entbehren konnte. Als er das Gut übernahm, hatte er einen jungen Bogen, den er für besonders tüchtig hielt, zum Beamten gemacht. Der Mensch fing jetzt aber dermaßen zu trinken an, daß er an jedem Montage vollkommen unbrauchbar war und an jedem Feiertage in der Schänke Händel anfang. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er von den fremden Arbeitern so zugerichtet, daß er wochenlang krank lag. Es traf gerade in die Erntezeit, und da Otto keinen anderen, teuren Beamten nehmen wollte, mußte er sich um so intensiver um alles kümmern. Um drei Uhr stand er auf, um die Knechte beim Füttern und Pferdeputzen zu beaufsichtigen und dafür zu sorgen, daß die Mägde die Zeit nicht verschliefen, denn die Kühe, die um halb sechs Uhr gemolken werden sollten, mußten ebenfalls schon um halb vier Uhr gefüttert werden. Um fünf Uhr

wurde angespannt. Vor dem Tore hatten sich die Hauer und die Weiber versammelt. Die ersten Kornschläge sollten heute niedergelegt werden; Otto ritt mit hinaus, um zu sehen, daß die Leute, deren Kräfte ziemlich gleich waren, neben einander arbeiteten, weil sonst die schwächeren die stärkeren aufhielten. Nun klangen die Sensen und in breiten Schwaden fiel das Korn. Gleich hinter den Hauern kamen die Aufrasserinnen. Sie trugen Strohseile, die ein Wirtschaftswagen herbeigefahren hatte, und banden das gehauene Korn in Bündel, die gegen einander aufgestellt wurden, so daß die Ähren nach aufwärts standen. Dann kam eine Kappe von Korn, bei welcher die Ähren nach abwärts hingen, darauf, und die erste „Puppe“ war fertig und wurde mit einem schnell zusammengerafften Strauß von Feldmohn und grünem Gezweig gekrönt. Da galt es nun aufzupassen, daß die „Puppen“ gerade aufgestellt wurden, damit sie ihren Zweck erfüllten, das Korn bei Regengüssen vor dem Eindringen der Masse zu schützen und der Luft Durchzug zu gewähren. Die übrigen Gespanne holten inzwischen das letzte Heu herein. Auch hier tat Aufsicht not, damit die Auflader richtig verteilt wurden und die Leute sich nicht um einen Wagen drängten, während die andern warten mußten.

Erst als auf Feld und Wiese die Arbeiten im Gange waren, kehrte Otto nach Hause zurück, um zu frühstücken.

Emma brachte ihm den Kaffee und die inzwischen eingetroffenen Postsachen.

„Du bist hungrig und müde, mein Schatz“, sagte sie, „soll ich die Briefe aufmachen und vorlesen? Es sind lauter große Kuverts, lauter Wirtschaftssachen.“

Er nickte ihr zu, seine Korrespondenz enthielt keine Geheimnisse. Da war ein Brief mit der Bemerkung „Militaria“, eine Anfrage wegen des Paul Kwarek, der bei der Bestellung gefehlt hatte. Dann kam eine Aufforderung vom Landratsamt, über die diesjährigen Ernteaussichten Bericht zu erstatten, und eine zweite die Fischereigenossenschaft betreffend, in deren Statuten Änderungen gemacht, und über deren nächste Versammlung berichtet werden sollte.

„Berichten und immer berichten!“ rief Otto ungeduldig, „und jetzt, wo man alle Hände voll zu tun hat! Wenn sie uns doch wenigstens mit den Schreibereien verschonten!“

„Ärgere Dich nicht“, bat Emma, „am Abend diktierst Du mir Deine Antworten!“

„Die lassen sich nicht aus dem Armel schütteln“, sagte er, „da möchte man vorher Erkundigungen einziehen, Gesetze studieren und was weiß ich! Wenn die Herren am grünen Tisch sich doch klar machen wollten, daß man als Landwirt im Sommer keine Zeit hat zu Federfuchsjereien! Na, jetzt muß ich wieder heraus!“

Er küßte sie auf die Stirn, ließ die Zeitung zusammengefaltet, ohne nur einen Blick hinein zu tun, und verließ das Zimmer.

Der Schnaps mußte zurecht gemacht werden, der in großen Kannen für die Feldarbeiter herausgefahren wurde, dann galt es in der Ziegelei nachzusehen, wo heute Ziegeln verladen werden mußten. Um elf Uhr wurde Mittag auf dem Felde gemacht. Die Leute lagerten sich im Schatten der inzwischen aufgestellten Puppenreihen, manche lagen auch in der prallen Sonne und hatten nur ein Tuch über den Kopf gezogen, um sich zu beschatten. Frauen und Kinder brachten das Essen heraus, und der Schnaps wurde verteilt. Nach halbstündiger Pause begann die Arbeit wieder. Die Sonne brannte in voller Glut auf das Feld herab, die dunklen Arbeitsjacken der Männer lagen jetzt zwischen den Puppen. Die Hauer arbeiteten in den über der Brust weit geöffneten Hemden, und die auf und nieder fahrenden Sensen bligten von aufgefangenen Sonnenstrahlen. Die Weiber hatten die roten und gelben Tücher tiefer in die Stirn gezogen, ihre erhitzten Gesichter blickten dunkel gerötet darunter hervor. Otto war bald an einem, bald am anderen Ende des Feldes, um die Leute zu ermuntern, wo die Arbeit zu stocken drohte. Höher und höher stieg die Sonne über den blinkenden Sensen, dem raschelnd niedersinkenden Roggen und den Leuten, die ihre Arbeit schweigend verrichteten. Nur zwischen den Weibern hörte man hin und wieder reden, und dazwischen klang Ottos ermahrende Stimme, wenn gar zu viel Halme unter den abraffenden Händen liegen blieben oder die Puppen so schief standen, daß jeder Wind sie umwerfen mußte.

Stunde auf Stunde verrann. Mit dem Mittagessen hatten die Leute auch ein Stück Brot für die Vesper erhalten. Das verzehrten sie in einer kurzen, nur Minuten währenden Pause mit einem Trunk aus den Schnapskannen, den Otto selbst verteilte.

Endlich begannen die Bäume der Allee, welche das Feld begrenzte, längere Schatten zu werfen. Aber noch ruhte die Arbeit nicht. Von weitem sah das Feld jetzt wie ein Zeltlager aus, mit den, in regelmäßigen Abständen reihenweise aufgerichteten Puppen.

Der Bogt kam an Otto heran und meldete, daß es sieben Uhr sei, die Stunde, wo die Feldarbeiten gewöhnlich beendet werden. Otto sprach mit den Leuten. Sie wollten den Schlag beenden für zehn Pfennig pro Mann und Stunde, sagte der Vorarbeiter.

Es war fast neun Uhr, als Otto endlich nach Hause kam, er war so todmüde, daß er an Schreibarbeiten nicht mehr denken konnte und schweigend und abgespannt sein Abendbrot verzehrte.

„Ich habe heut abend einen Brief von Lottchen bekommen“, sagte Emma, „denk’ nur, sie reist jetzt mit ihrem Manne in die Tatra.“ Lottchen war eine Kindheitsfreundin Emmas, die einen Landgerichtsrat geheiratet hatte.

Otto sah seine Frau an, es war ihm, als glitte ein Ausdruck von Sehnsucht über ihr Gesicht.

„Ich kann so etwas nicht, Emma“, sagte er, „ich kann nicht fort, und so eine Reise kostet auch zu viel.“

Emma errötete.

„O, das meinte ich ja gar nicht, Otto, ich bin ja ganz zufrieden in meinem alten Pronowitz“, versicherte sie.

In seiner Ermüdung überkam ihn ein tiefes Mitleid mit seiner jungen Frau, die den ganzen Tag allein war und der er nicht die kleinste Abwechslung verschaffen konnte; aber er wollte sich nicht weich machen und wollte nicht über etwas klagen, das er nicht ändern konnte.

„Gehen wir schlafen“, sagte er kurz, „um drei Uhr muß ich wieder heraus“.

XIII.

Der Roggenernte war das Einfahren der Gerste und des Hafers sowie die Einbringung des zweiten Schnittes von den Wiesen gefolgt. Otto war von früh bis abends angestrengt tätig gewesen, aber wirklich gut hatte sich nur die Roggenernte gestaltet, da später heftige Gewitterregen die Arbeit des Wendens und Trocknens verdoppelt und den Wert der Gerste, die ihrer kürzeren Halme wegen nicht gepuppt werden konnte, verringert hatten.

Es war gegen Ende August, als Otto eines Abends besonders ermüdet nach Hause kam. Er hatte keine Mittagspause machen lassen, da das Wetterglas gefallen war und man für den nächsten Tag Regen befürchtete. Die Leute hatten unter der Arbeit ihre mitgebrachten

Bröte verzehrt und Otto hatte es ebenso gemacht, um ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen.

In der Bappelallee traf er Emma. „Käte war hier“, erzählte sie ihm, „sie kam schon früh um sieben, weil sie die Hitze vermeiden wollte, und ich habe sie jetzt bis zum Walde begleitet.“

Otto war zu abgespannt, um eine Bemerkung darüber zu machen, daß er ein so spätes Nachhausegehen unpassend fände. Er fragte nur, wie es in der Oberförsterei ginge.

„Ich komme ja nicht einmal mehr dorthin, es ist wirklich ein Skandal!“ setzte er hinzu.

Emma erzählte, daß Karl und der junge Berga jetzt öfter drüben wären, und daß der Vater sich mit letzterem ein wenig ausgesöhnt hätte.

Sie sah animiert dabei aus, und wäre Otto imstande gewesen, in diesem Augenblicke schärfer zu beobachten, er hätte es ihr angesehen, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte, was sie gern ausgesprochen hätte. Je weniger er Emma aber beobachtete, um so prüfender blickte diese ihn an, und das Resultat ihrer Prüfung war der Entschluß, Kätes Liebesgeheimnis, das sie heute erfahren hatte, lieber noch für sich zu behalten, bis Otto besserer Laune und es ihr gelungen sein würde, ihn günstiger für Hans Berga zu stimmen. Daß dies jetzt unbedingt ihre Aufgabe sei, war ihr klar, und sie war entschlossen, sich in dieser Beziehung nicht mehr so vollkommen passiv zu verhalten wie bisher.

Während sie für Otto das Abendessen zurecht stellte, flog aber mehr als einmal ein Lächeln um ihre Lippen. Sie wußte, daß Hans Berga Käte heute früh durch den Wald herbegleitet hatte und daß er sie jetzt wieder bis in die Nähe der Försterei bringen würde, und sie freute sich über Kätes Liebesglück, das sie an ihre Brautzeit erinnerte. Sie fand es richtig, daß der Vater vorläufig noch nicht mit der Sache beunruhigt wurde. Von einer Heirat konnte doch erst die Rede sein, wenn das Hüttenwerk im Betriebe und das Direktionshaus bewohnbar war — wozu also den Vater jetzt mit etwas ängstigen, was ihm in ein und zwei Jahren, wenn er sich noch mehr an Hans Berga gewöhnt hatte, gar nicht mehr schrecklich sein würde? Hans galt Emma darum nicht weniger schon jetzt als Kätes Verlobter.

„Mit meinem Brummbären muß ich aber auch vorsichtig sein, damit er mir nicht etwa störend dazwischen fährt“, sagte sich Emma, während sie kopfschüttelnd ihren Gatten betrachtete, der sich mit krauser Stirn an den Eßtisch gesetzt hatte, wo er ziemlich schweigsam sein Abendbrot verzehrte und mit dem letzten Bissen schon nach der Zeitung griff, die auf dem Eßtisch lag. Er überschlug den politischen Teil und sah nur die Notierungen der Getreidepreise nach.

„So“, sagte er, die Zeitung mit einer heftigen Bewegung fortschiebend, „der Doppelzentner Roggen 11 Mark 50, — das ist doch, um verrückt zu werden! Da hat man nun eine gute Ernte im Schweiße seines

Angeichts eingebracht, und dann kriegt man nicht 'mal seine Produktionskosten heraus, denn ich kann rechnen, wie ich will, unter 12 Mark Unkosten produziere ich den Doppelzentner nicht — weder ich noch sonst einer kann das!“

„Ja“, sagte Emma, „davon haben sie neulich in der Oberförsterei auch gesprochen.“

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und hörte kaum auf das, was sie sagte, und Emma, ganz erfüllt von dem Wunsch, sobald als möglich für ihren Plan tätig zu sein, fuhr fort: „Mit dem ausländischen Getreide, das zu so billigen Preisen auf den Markt kommt, können wir bei unseren Löhnen und Produktionskosten eben nicht konkurrieren, und darum sollten wir nur so viel davon bauen, wie wir zu unserem Wirtschaftsbetriebe unbedingt nötig haben. Wir müßten hier zum Beispiel viel mehr Kartoffeln bauen, die wir bei der steigenden Arbeiterzahl auf dem Grubenfelde an Ort und Stelle gut verkaufen würden —.“

Jetzt blickte Otto doch etwas verwundert auf.

„Du sprichst ja wie ein Buch, woher kommt Dir denn all die Weisheit?“

Sie lächelte. „Ja, siehst Du, das habe ich bei Kates Besuch profitiert — ich sagte Dir ja schon, der junge Berga ist jetzt manchmal in der Oberförsterei, und der interessiert sich auch sehr für all diese Sachen und — —“

„Ah, Bergasche Weisheit!“ rief Otto und lachte kurz und scharf auf. „Also so weit hat der Mensch es

schon gebracht, daß seine Worte als Drahtsel kolportiert werden, selbst wenn er von Dingen spricht, die böhmische Dörfer für ihn sind!“

„Aber Otto, sei doch nicht so ungerecht, das ist doch so klar und vernünftig —.“

Ottos abgespanntes Gesicht hatte sich gerötet.

„War er etwa wieder hier?“ fragte er plötzlich, „hast Du ihn gesprochen?“

Emma wurde sehr rot.

„Nein, er war nicht hier“, sagte sie, und das konnte sie auch mit gutem Gewissen sagen, aber ein paar Worte mit ihm gesprochen hatte sie doch, als sie Käte zurückbrachte und er ihnen in der Nähe des Grubenfeldes entgegenkam. Das konnte sie Otto in seiner jetzigen Stimmung natürlich nicht sagen. Er sah sie scharf an.

„Weshalb wirst Du rot?“ fragte er.

Emma senkte die Augen, aber im Bewußtsein, für eine gute Sache zu kämpfen, sagte sie: „Es tut mir leid, daß Du so heftig wirst, wenn von Hans Verga die Rede ist, — er hat Dir doch nie etwas getan —.“

„Getan? Wie meinst Du das überhaupt? Sein Arbeitervolk nistet er hier ein, das tut er — mir persönlich freilich — ich würde es ihm nicht raten! Und daß Du ihn H a n s Verga nennst, das verbitte ich mir!“

Seine Stimme klang laut und heftig, er verließ das Zimmer und schloß die Thür ziemlich unsanft hinter sich.

Er ging auf den Hof hinaus, wo er mit den Bögten noch die Arbeit für den nächsten Tag besprechen mußte.

„Wie kann sie rot werden, wenn sie von diesem Menschen spricht, der sie garnichts angeht?“ murmelte er, während er, an einer Hecke vorbeisireitend, die Köpfe der jungen Blatttriebe mit seinem Stocde abschlug.

Am Tor standen die Vögte. Er hatte nicht mehr Zeit, an Hans Berga zu denken.

XIV.

Es war einige Wochen später. Otto lehrte eines Nachmittags früher als gewöhnlich zurück, weil eines der Ackerpferde sich draußen verletzt hatte und er nachsehen wollte, ob der nötige Verband ordentlich angelegt worden war. Er rief nach Pietrik, der Junge war nicht da.

„Er ist nach Hause gelaufen“, berichtete eine der Mägde, die in die Stalltüre trat, als sie die Stimme des „Herrn“ im Hofe rufen hörte.

„Nach Hause? Was soll das heißen?“

Otto ging in die Küche und fragte, ob die gnädige Frau den Pietrek weggeschickt habe?

Die gnädige Frau sei selbst mit ihm fortgegangen, hieß es, eins der Kinder habe den Pietrik geholt, weil der Miskimiek die Frau totgeschlagen haben sollte.

Otto erschrak. Wenn das wahr war, welchen Szenen setzte Emma sich aus!

Er bestieg sein Pferd wieder und ritt sofort nach dem Hofe des Miskimiek.

Dieser lag ziemlich weit ab vom eigentlichen Dorfe, näher an dem Kohlenfelde, als am Dominium. Früher war es für die Verhältnisse des Dorfes ein ganz nettes Anwesen, in das Misliwiez hineingeheiratet hatte, denn seine Frau war eine Erbtöchter. Jetzt sah es verwahrlost aus. Das Dach der Scheune war zur Hälfte eingefallen und das Hoftor, auf dessen grauen Brettern ein großes blaues Kreuz gemalt war, hing nur noch lose und schief in den Angeln. Frauen und einige Männer drängten sich, lebhaft durcheinander redend, in den Hof, wichen aber sofort verstummend zur Seite, als Otto kam. Er übergab sein Pferd einem der Männer und schritt auf das Haus zu. Eine laute Stimme klang ihm aus demselben entgegen. Er zuckte unwillkürlich zusammen. Hans Berga! Wie kam der hierher?

„Hinaus!“ schrie Berga, „kein Wort weiter, ich werde dafür sorgen, daß Ihr unschädlich gemacht werdet!“

Im nächsten Augenblick trat Misliwiez taumelnd über die Schwelle. Als er Otto erblickte, brach er in lautes Heulen aus.

„O, gnädiger Herr, es ist nicht wahr, ich habe sie bloß so ein bißchen auf die Seite geschoben, weil sie das Geld nicht geben wollte, es würde ja alles wieder gut werden, und keiner würde etwas wissen, wenn der Pan Ingenieur nicht gekommen wäre und mich aus meinem eigenen Hause herausgeworfen hätte.“

Otto schritt eilig an ihm vorüber und öffnete die Stubentür. In dem niedrigen Raum, dessen Wände

zwei Reihen grell bunter Heiligenbilder bedeckten, drang nur spärliches Tageslicht durch die kleinen, mit Meerzwiebeln und Pelargonienbüschen dichtbesetzten Fenster. Otto, der aus der vollen Tageshelle kam, konnte erst die Gestalten darin nur undeutlich unterscheiden. Ein paar laut weinende Weiber küßten ihm die Hände, er machte sich los — da sah er vor sich Emma knieend und ein weißes Tuch auf die Stirn einer am Boden liegenden Gestalt pressend, und dicht über Emma gebeugt, eine Schüssel mit Wasser in den Händen haltend, stand Hans Berga.

„Sie lebt“, sagte Emma zu ihrem Manne aufblickend, „aber laß schnell den Arzt holen — bitte. Herr Berga, frisches Wasser, dieses ist schon ganz blutig.“

Dann erzählte sie Otto hastig den Zusammenhang. Die Frau hatte Garten und Hof, so gut es ging, in Ordnung gehalten und die Erträgnisse beider auf dem Kohlenfelde verkauft. Sie und die Kinder hatten davon gelebt. Denn die Wirtschaft, die Miskiwiez ganz vernachlässigte, brachte nichts mehr. Da hatte er von ihr die Herausgabe ihres kleinen Verdienstes verlangt, und als sie sich weigerte, hatte er sie zu Boden geschlagen. Die Kinder, welche Hans durch den kleinen Obsthandel, den sie vermittelten, kannten, hatten diesen zu Hilfe gerufen, und dann waren sie weiter gelaufen und hatten auch den Bruder vom Gutshofe geholt. So kam es, daß Emma und Hans Berga hier zusammen getroffen waren. Otto, der durch den täglichen Verkehr mit den Leuten an Roheiten

gewöhnt war, sah in der Szene, die sich zwischen den Eheleuten abgespielt hatte, nichts Außergewöhnliches und war nichts weniger als geneigt, dieselbe vom Gefühlsstandpunkt zu beurteilen. In allen Vorkommnissen des praktischen Lebens gründlich geschult, hatte er auch einige Kenntnisse von Wunden und deren Behandlung. Er hieß Emma aufstehen, untersuchte die Kopfwunde der Frau und sagte, unbekümmert um deren herzbrechendes Stöhnen:

„Das sieht schlimmer aus, als es ist. Der Knochen ist nicht verletzt. Das bringt der Schäfer und meine Arnikaflasche in Ordnung.“

„Steh' nur auf und lege Dich auf das Bett, ich werde Dir alles schicken, was nötig ist — und Du, Franzka“, er wandte sich an eines der andern Weiber, „Du bleibst hier und machst einstweilen die Wasserumschläge weiter — komm, Emma —“ er bot seiner Frau den Arm, „für Dich ist hier weiter nichts zu tun.“

Hans Berga half der Frau sich zu erheben. Auch er sagte sich, daß Otto mit seiner kühlen Auffassung der Sachlage nicht unrecht hatte, aber Emma blickte so vorwurfsvoll zu ihrem Gatten und so hilfesuchend zu ihm auf, daß er unwillkürlich sagte: „Seien Sie ruhig, gnädige Frau, ich werde mich um die Kranke kümmern!“

Otto wandte sich schnell um und sah Berga finster an.

„Es wäre falsch, eine große Geschichte hieraus zu machen“, sagte er, „Prügeleien gehören hier mit zum täglichen Leben. Sie sollten das doch wissen!“

Auch Hans Bergas Stirn hatte sich gerötet, er erwiderte Ottos feindseligen Blick in gleicher Weise, während er sagte: „Leider ist das Volk noch sehr roh, aber hier scheint mir doch ein besonderer Fall vorzuliegen, denn der Mann schädigt sowohl Eigentum als Gesundheit der Frau, und ich meine, daß man das nicht dulden darf“.

Emma sah dankbar zu ihm auf. „Otto“, sagte sie bittend, „Herr Berga hat recht —.“

„Herr Berga hat vergessen, wie es hierzulande zugeht“, erwiderte Otto scharf, „ich rate Ihnen dringend, ein alltägliches Vorkommnis nicht zu einer Haupt- und Staatsaktion aufzubauschen!“

Er grüßte kurz und verließ mit Emma das Haus. Er wäre vielleicht mitleidiger und Hans wäre ruhiger gewesen, wenn ihr persönliches Gefühl nicht beide Männer beeinflusst hätte.

„Der Mensch wird unerträglich, er wird mir noch Hezereien unter den Leuten machen“, sagte Otto, während er den Heimweg mit Emma antrat. Diese hatte sich vor Hans beherrscht, jetzt ließ sie ihrem Unmut die Zügel schießen, heftiger und unumwundener, als das sonst ihre Art war, verteidigte sie Hans Bergas Auffassungsweise. Als sie Pronowiz erreicht hatten, eilte Emma in das Kinderzimmer. Sie schickte das Mädchen, das bei den Kleinen war, fort, nahm ihren Walter in die Arme und drückte ihr tränenüberströmtes Gesicht an sein Köpfchen, bis er zu schreien anfing und sie nun beide zusammen weinten. Otto hatte die Thür seines

Zimmers geräuschvoll hinter sich geschlossen, warf seine Rechnungen und Briefe durcheinander, ohne sie anzusehen, und fühlte sich sehr unglücklich. Es war der erste ernste Streit zwischen dem jungen Paare gewesen, und die Ursache war, nach Emmas Meinung, Ottos Schroffheit und Ungerechtigkeit, nach Ottos Ansicht aber hieß diese Ursache Hans Berga.

XV.

Erregt durch den ganzen Vorfall und besonders durch die Begegnung mit Otto, kehrte Hans Berga nach dem Grubenfelde zurück. Er suchte Karl auf: er hätte sich gern über diese fortgesetzten Reibereien zwischen ihm und Rätens ältestem Bruder einmal ausgesprochen, aber er fand den Obersteiger so beschäftigt, daß er ein vertrauliches Gespräch für den Augenblick aufgab.

Die Abteufungsarbeiten an der Grube waren jetzt bis zu einer Tiefe von etwa hundert Metern vorgeschritten. Die mit Dynamit gesprengten Steinmassen wurden aus der Tiefe mittels Dampfhaspels im Bergeföbel zu Tage gefördert. Je tiefer der Schacht wurde, je länger dauerte es natürlich, ehe die „Berge“ von der Schachthohle herauftamen, und um Zeit zu ersparen, nahm man nun größere Bergeföbel als im Anfang. Es war daher geboten, die Drahtseile, welche die Kübel hinauf und hinunter beförderten, zu verstärken, und Karl hatte rechtzeitig die erforderlichen stärkeren Seile in der Fabrik

bestellt. Infolge einer dortigen Betriebsstörung waren die Seile jedoch nicht zur Zeit geliefert worden, und um nicht die ganzen Arbeiten aufzuhalten, behalf man sich noch mit den schwächeren Seilen.

Nun hatten die Arbeiter, welche zur 6 Uhr-Schicht einfahren sollten, Schwierigkeiten gemacht. Karl, der die Seile untersucht hatte, erklärte sie für ausreichend und war, ärgerlich über die Bedenlichkeiten der Leute, und um ihnen zu beweisen, daß er an keine Gefahr glaubte, heute schon zweimal im Bergefübel hinunter gefahren. Er war, gerade als Hans Berga zu ihm kam, soeben im Begriff, zum drittenmale die Fahrt anzutreten.

„Ich kann doch unmöglich die Arbeiten ruhen lassen, bis die verwünschten Seile kommen“, sagte er, „das feste Gebirge hat uns ohnehin so aufgehalten, daß wir jetzt nach vier Monaten erst so weit sind, wie man sonst in drei Monaten kommt. Und die Seile sind gut und halten schon noch eine Weile.“

Hans stand neben ihm. Seine Hand glitt über das Seil, aber seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Wenn Karl die Seile für ausreichend hielt, würde er wohl recht haben. —

Karl stieg in den Bergefübel und gab das Zeichen zur Einfahrt.

Er grüßte Hans noch mit der Hand. „Glück auf!“ rief er, und der Bergefübel verschwand in der dunklen Tiefe, während Hans mißmutig seinem Hause zuschritt.

Er trat in sein Zimmer, um über einer schriftlichen Arbeit seinen Ärger zu vergessen.

Da — rief man nicht seinen Namen? Er wandte sich zur Thür. Ein paar Arbeiter kamen ihm entgegen gelaufen.

„Pan Ingenieur, Pan Ingenieur —“ Die Leute geberdeten sich wie toll. Er mußte sie ansfahren, ehe er eine verständliche Antwort aus ihnen herausbrachte.

Dann tönte es ihm entgegen: „Das Seil ist gerissen, der Obersteiger ist verloren!“

Es war Hans, als stöße sein Herzschlag, ein Schauer durchrieselte ihn, als habe der Tod seine kalte Hand auf seine eigne Schulter gelegt.

„Nein — nein — es ist nicht möglich, es kann nicht sein!“

Sein ganzes Jugend- und Lebensgefühl bäumte sich auf gegen das Furchtbare: der Freund, der vor wenigen Minuten noch lebensvoll und wagemutig neben ihm gestanden hatte, ausgelöscht, für immer verbannt aus dem Reiche der Lebendigen, zerschmettert in der dunklen Tiefe!

Hans wußte nicht, wie er zurückgelangt war — wenige Minuten später stand er neben dem Schacht. Da bestätigte sich die Schreckensbotschaft. Das Seil war in einer Tiefe von vierzig Metern gerissen, Karl Waldow war mit dem Bergefüßel mehr als sechzig Meter tief herabgestürzt und zerschmettert auf der Talsohle angekommen. Wunder genug, daß die unten arbeitenden Leute nicht erschlagen worden waren.

Als Hans bei dem Schacht anlangte, wurde das Signal zum „Aufziehen“ gegeben. Hans starrte hinab in die Tiefe, in der es sich jetzt zu regen begann. Langsam kam an dem Reserveseil der Bergekübel herauf, in den die Arbeiter ihren toten Obersteiger gebettet hatten zu seiner letzten Auffahrt.

Bald darauf folgten die Bergleute. Die Arbeiten mußten eingestellt werden, bis das Gericht die nötigen Aufnahmen gemacht haben würde.

Es würde keinen Strafbaren finden, denn der Wagemut des Opfers entzog sich den Strafgesetzen; Hans Berga starrte wie vernichtet den toten Freund an. Hätte Hans mit seinem scharfen Auge nicht die Brüche erkannt, die das Seil unzweifelhaft schon aufwies, wenn er nur scharf hingesehen hätte? Wäre es überhaupt nicht an ihm gewesen, den Freund zu warnen, wenn er nicht selbst erregt und mit anderen Dingen beschäftigt gewesen wäre? Rechtlich hatte er nichts mit der Grube zu tun, keine Verantwortlichkeit traf ihn — und dennoch — dennoch — Hans hätte laut aufschreien mögen: ich bin unschuldig! Und zu gleicher Zeit drückte ihn der Gedanke zu Boden: ich hätte warnen können, warnen müssen! Rätes Bruder ist vor meinen Augen in den Tod gegangen und ich habe nicht die Hand ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten!

In fieberhafter Hast erledigte er die Geschäfte, welche der Unglücksfall unumgänglich mit sich brachte — er mußte sich zusammenreißen, durfte sich seinen Ge-

fühlen nicht hingeben. Und dann blieb ihm noch das Schwerste zu tun übrig — das Schwerste, das er doch keinem anderen anvertrauen durfte: er mußte die furchtbare Nachricht den Eltern und Räte mitteilen.

„Wenn eine Schuld mich trifft — hier liegt meine Buße!“ murmelte er. „Wie soll ich Räte mit dieser Botschaft entgegentreten?“

XVI.

Räte hatte mit einigen Mädchen aus der Kolonie den ganzen Tag Birnen und Äpfel geschält, die morgen im Backofen getrocknet werden sollten. Diese massenhafte Backobstbereitung war eine kleine Spekulation der Oberförsterin für den Winterverkauf nach dem Grubenfelde. Das ganze Haus roch nach Obst, denn in der „guten Stube“ war der Boden bedeckt mit den Backhürden, die dort eine neben der anderen standen. Räte schloß die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. „Ich möchte jetzt dem Papa entgegen gehen, wenn Du mich nicht mehr brauchst“, sagte sie zu ihrer Mutter.

Diese nickte. „Geh’ nur, ich werde schon allein fertig.“

Die rüstige Frau ließ sich in der Hof- und Viehwirtschaft nur wenig helfen. Sie setzte ihren Stolz darein, allein fertig zu werden und ihre Tochter „feiner“ zu halten, als sie das selbst gewöhnt war. Räte nahm ihren großen Strohhut und ging hinaus. In der Nähe

der Stelle, wo im Winter der forstgemäße „Einschlag“ geschehen sollte, wurden die Wege schon jetzt durch Kiesaufschüttung gebessert, um späterhin die Abfuhr der Stämme zu erleichtern. Käte mußte, daß ihr Vater dort war, um sich von dem Fortschritt dieser Arbeit zu überzeugen. Schon unterwegs traf sie die Leute, die ihre Grabscheite über der Schulter haltend, nach der Kolonie zurückkehrten, da Feierabend war. Ihren Vater konnte sie aber noch nicht entdecken. Als sie die Stelle erreicht hatte, welche die frischen Kiesaufschüttungen zeigte, blieb sie stehen, legte die Hände an den Mund und rief ein lautschallendes „Hohiho“ in den Wald. Zwischen den Stämmen des Hochwaldes, die im Winter fallen sollten, erklang die Antwort. Käte lächelte.

„Er macht Abschiedsbesuche zwischen seinen Bäumen“, dachte sie. Gleich darauf sah sie die noch immer stattliche Gestalt des Vaters zwischen den Bäumen hervortreten. Er hielt ein Zentimetermaß in der Hand und nickte Käte zu, während er dasselbe in die Tasche steckte.

„Na bist Du da, Grasmädchen? Ich sage Dir, es sind kapitale Stämme darunter — ich habe ein paar davon noch 'mal nachgemessen!“ Er wies in den Wald hinein, aus dem er kam. Sie hing sich an seinen Arm, und er fuhr fort: „Und der ganze verkaufte Wald wäre eben so schön geworden, wenn man ihm Zeit gelassen hätte.“

„Sei still, Papa, Du hast es uns neulich versprochen, Dich nicht immer wieder mit Gewalt in den Zorn gegen

das neue Unternehmen hineinzuziehen, man soll doch nicht gegen unabänderliche Tatsachen zu Felde ziehen, nicht wahr? Und wenn wir die ‚Nonne‘ im Walde hätten, da ginge auch alles zu Grunde, und es hätten nicht einmal andere einen Vorteil davon.“

„Na, weißt Du, Grasmüßchen, Dein letztes Argument das ist Unsinn. Ich lasse zur rechten Zeit die Pechringe um meine Bäume ziehen und halte die Augen offen — da kriege ich die Nonne nicht erst in den Bestand!“

„Manchmal soll doch aber alle Vorsicht nichts nützen.“

„Ja, dann ist es ein Unglück, was der liebe Gott schickt, und das muß man tragen. Ein Unglück aber, hinter dem eine Aktiengesellschaft steckt —“

„Aber Papa, Du kannst den Leuten nicht verbieten wollen zu arbeiten — und um redliche Arbeit handelt es sich doch auf dem Grubenfelde —.“

Er verstummte. Dann sagte er ernst: „Die Arbeit — die Arbeit — ja damit hat der Berga mich beinah zum Kapitulieren gebracht, denn arbeiten tun sie freilich — er so gut wie seine Leute.“

„Nicht wahr, Papa?“ rief Käte erfreut. „Ach, und er traut sich noch nicht einmal Dir zu sagen, was er noch alles für Arbeitspläne hat! Karl sagt auch, er wäre so tüchtig und hätte ganz gewiß eine glänzende Zukunft vor sich, und dabei ist er so gut zu den Leuten —.“

Sie waren rüstig vorwärts geschritten. Jetzt blieb der Oberförster stehen und sah seine Tochter an.

„Käte“, rief er, halb neckend und halb erschreckt, „Käte, Du bist ja ganz begeistert!“

Ihr ging das Herz auf, sie schlang die Arme um seinen Hals, mochte er es doch wissen, sie war ja so bereit, noch zu warten und dem Vater sonst alles zuliebe zu tun — nur die Hoffnung für die Zukunft sollte er ihr lassen und den Druck des Geheimnisses, das von Tag zu Tag schwerer auf ihr lastete, wollte sie von sich werfen.

„Papa, lieber Papa, siehst Du, ich kann ja nichts dafür und er auch nicht — und er gefällt Dir ja auch, Papa, und ich würde später einmal so in Eurer Nähe bleiben — später, viel später erst, denn jetzt wollen wir es ja beide noch garnicht, Papa, aber — ich habe ihn doch so lieb!“

Da war es ausgesprochen. Entgeistert blickte der Oberförster auf seine Tochter herab. „Käte — Käte —“ er vermochte im ersten Augenblick nichts weiter hervorzubringen.

Jeden Mann, der die Hand nach seinem Liebling ausgestreckt hätte, würde er als Feind betrachtet haben; und nun dieser Berga, dieser begeisterte Vertreter der Industrie, dessen Bestrebungen er haßte und dessen persönliche Tüchtigkeit ihm doch Anerkennung und Achtung aufdrängte — — —

Käte war so erregt, daß die hellen Tränen ihr über die Wangen rannen, und auch in des Oberförsters Augen schimmerte ein feuchter Glanz.

Er hatte ihre Hand gefaßt und preßte sie so fest zusammen, daß es sie schmerzte. Dann sagte er mit

leiser Stimme, der er sich vergeblich bemühte Festigkeit zu geben: „Laß mir Zeit, Käte, ich kann Dir noch nichts sagen —.“

„Nein, nein“, rief sie, „Du sollst auch nichts sagen, nur wissen sollst Du's — ach, Papa, es war ja so schrecklich, daß Du es nicht wissen solltest — aber erst konntest Du ihn noch nicht leiden. Du mußttest ihn erst kennen lernen —.“

Er hörte aus ihren Worten nur eins heraus und er sprach es aus: „So lange also schon — so lange —“

„Verzeih' mir“, bat sie, „aber es kam über mich wie ein Sturm, der alles vor sich niederwirft — ich konnte ja nicht anders —.“

Die Oberförsterei lag vor ihnen. Käte sah eine Magd ihnen entgegen gelaufen kommen, aber sie achtete kaum darauf, bis diese keuchend und atemlos vor ihnen stand.

„Sie möchten schnell nach Hause kommen, und Sie möchten nicht erschrecken“, brachte das Mädchen in abgebrochenen Sätzen und nach Atem ringend hervor, „der Herr Ingenieur ist da und — und — es ist ein Unglück geschehen!“

„Was ist's?“ fragten Vater und Tochter gleichzeitig. Das Mädchen wußte es nicht, sie sah sie nur verstört an und sagte, die Frau Oberförsterin hätte laut aufgeschrien und jetzt säße sie in der Wohnstube und weinte zum Erbarmen.

Wenige Minuten später trat der Oberförster mit seiner Tochter in das Wohnzimmer. Totenblaß stand

Hans Berga vor ihnen. Er wagte es nicht, Käte anzusehen, er faßte nur die Hand des Oberförsters. „Es ist ein schwerer, schwerer Schlag“, begann er leise.

„Karl!“ schrie der Oberförster auf; „was ist mit Karl?“

Und Hans erzählte ihm alles. — —

Am Abend dieses Tages legte der Oberförster seine Hand schwer und fest auf Kätes Schulter.

„Hans Berga war schuld daran, daß Dein Bruder Bergmann wurde“, sagte er, „kannst Du noch daran denken, glücklich zu sein auf demselben Fleck Erde, wo Karl den Tod fand und das mein Fuß nie wieder betreten wird — nie wieder, Käte!“

Schluchzend warf Käte sich in seine Arme. Sie fühlte in diesem Augenblick, wenn sie wählen mußte zwischen dem Vater und dem Geliebten, sie würde es nicht über das Herz bringen, dem alten Mann noch eins seiner Kinder zu rauben.

XVII.

Ein langer, trüber Winter war mit seinen grauen Tagen einförmig über das Forsthaus hingezogen. Man hatte Käte in die Stadt geschickt zu ihrer früheren Erzieherin, die ein Pensionat für „höhere Töchter“ eingerichtet hatte und wo Käte theils in einigen Stunden hospitierte, theils der von ihr geliebten Lehrerin im Haushalt half und sie in Freundeskreise begleitete.

„Sie ist jung, sie wird vergessen!“ hatte der Oberförster gesagt, als er sich zur Trennung von Käte entschloß.

Die Oberförsterin schüttelte den Kopf, aber sie widersprach nicht. Der Tod ihres Lieblingssohnes hatte sie verändert und stiller gemacht.

Auf dem Grubenfelde waren die Arbeiten inzwischen rüstig vorgeschritten. Je schmerzlicher Hans Berga unter der Trennung von Käte litt, um so intensiver widmete er sich seiner Tätigkeit. Vor dem Winter war das Hauptgebäude des Martinwerkes und das Walzwerk unter Dach gekommen. Auch ein interimistisches Direktionsgebäude, das später als Beamtenhaus verwendet werden sollte, war aufgeführt worden. Der innere Ausbau schritt dann schnell vorwärts. Im Januar konnte das Martinwerk, in welchem Stahl und Flußeisen erzeugt werden sollte, in Betrieb gesetzt werden, und sechs Wochen später war das Walzwerk eben so weit.

Auf dem Anschlußgleis der Bahn kamen die schwerrollenden Wagen daher, welche das Roheisen, Ladungen von altem Eisen und Kalksteine für die Martinöfen herbeischafften. Vor dem Eingange in die Schmelzhalle lagen Berge von alten Eisenteilen, hier das Stück eines Rohres, dort ein verbogener, durchlöcherter Kessel, ringsum zerbrochene Stücke, wie ausrangierter Riesenhausrat, rotbraun und graugrün schillernd in allen Schattierungen des Rostes, ein häßliches, mißförmiges Chaos, das bald aus dem Lichte des Tages verschwinden

sollte, um im läuternden Brande der Martinöfen die Verbindung mit dem starren Roheisen einzugehen, als Stahlblock wieder zu erscheinen, und sich auf der Walzenstraße des Walzwerkes in völkerbindende Eisenbahnschienen zu verwandeln.

Auch der Grubenbau schritt vorwärts. Tag und Nacht arbeiteten die Dampfpumpen, um die aus den Erdschichten unterirdisch zufließenden Wasser zu entfernen, damit die Abteufungsarbeiten möglichst im Trocknen erfolgen konnten. In regelmäßiger Tag- und Nachtschicht abwechselnd, fuhren die Arbeiter ein und aus, da gab es weder Feierabend noch Feiertag. Der Schacht, fünf Meter im Durchmesser, wurde in vier Abteilungen geteilt, Fahr- schacht, Wasserhaltungsschacht, Förder- und Reserveschacht; tiefer und tiefer wühlten Menschenhände ihre Werkzeuge und Sprengvorrichtungen in den Schoß der Erde ein, noch weit entfernt vom Ziel, aber unermüdlich diesem Ziel in moderner Schatzgräberei zustrebend, während oben in der mächtigen Halle des Hüttenwerkes schon der Dampfhammer seine Arbeit begann und die Schornsteine ihren Qualm dem Walde entgegenspieen.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Lust an der Arbeit hatten Hans Berga über den Winter hinweggeholfen.

Nun kam der Frühling wieder ins Land, und wenn Hans aus der lärm- und raucherfüllten Halle des Hüttenwerkes hinaustrat, sah er die Kiefernwipfel vor sich und

das erste junge Birfengrün, und die Erinnerung an den Frühling des Vorjahres und an alles, was er ihm gebracht und verheißen hatte, überkam ihn mit einem so heißen Wehgefühl, daß er laut hätte ausschreien mögen im Schmerz über all das, was er seither verloren hatte.

„Ich darf es Papa nach diesem großen Schmerz nicht antun. Er ist alt und gebrochen, wir sind jung und müssen es eben ertragen, so gut wir können. Meine Liebe bleibt Dir für alle Zeit — aber angehören kann ich Dir nicht!“ Das waren die letzten Worte gewesen, die Räte Hans Berga vor ihrer Übersiedelung in die Stadt geschrieben hatte. Mit dumpfer Resignation hatte er sie hingenommen; auch ihm war es, als stehe die Gestalt des toten Freundes zwischen ihm und seiner Liebe. Mit dem mächtigen Lebensdrange, der die Schöpfung durchzog und den knospenden Wald erfüllte, nachdem das winterliche Eis gebrochen war, regte sich nun aber auch in Hans neue Lebenshoffnung und Sehnsucht. Die Sonne, die vom blauen Himmel lachte, die wehenden Birkenzweige, jede Blume am Wege und jeder zwitschernde Vogel erinnerten ihn an seine verlorene Liebe, und wie die Knospen die braunen Hüllen sprengten, um dem Frühlingslicht entgegen zu blühen, warf Hans die dumpfe Resignation von sich und begann wieder zu wünschen und zu hoffen. Er schalt sich töricht, weil er selbst gemeint hatte, es sei nun seine Pflicht, sich fern zu halten und zu vergessen. Tief und aufrichtig hatte

er den Freund betrauert, und schwer hatte die Vorstellung auf ihm gelastet, daß er den Unglücksfall vielleicht hätte verhindern können, wenn er an jenem unseligen Tage nicht so sehr von seinen eigenen Gedanken hingenommen gewesen wäre. Aber andere, Erfahrenere hatten das Seil geprüft, seine Warnung hätte Karl, der gewohnt war auf seinem Kopf zu bestehen, schwerlich von seinem Vorhaben abgehalten. Und der Vorwurf des Oberförsters, daß er Karl zum Bergfack überredet habe, erschien ihm vollends hinfällig. Traf ihn wirklich ein Schatten von Schuld, so meinte er ihn in diesem traurigen Winter abgebüßt zu haben, und seine tatkräftige und schaffensfrohe Natur drängte ihn jetzt aus einer Trauer, die nichts ungeschehen machen, aber sein und Kätes Leben vergiften konnte, hinaus. Und wie er jetzt darüber nachdachte, welchen von den zerrissenen Fäden er am leichtesten wieder aufnehmen konnte, um eine Verbindung mit Käte herzustellen, fiel ihm Emma Waldow ein. Er wußte, daß Käte sie ins Vertrauen gezogen hatte, und sie war ihm stets so freundlich begegnet, daß er glauben durfte, in ihr eine Bundesgenossin zu gewinnen. So schrieb er ihr eines Tages einen langen ausführlichen Brief, in dem er ihr sein Herz ausschüttete. Die Tochter des Misliewiek, ein aufgewecktes, flinkes Ding, das in Begleitung ihres kleinen Bruders täglich mit Milch, Eiern und dergleichen nach dem Kohlenfelde kam, übernahm den Brief zur Bestellung, und Hans wartete nun mit Spannung auf die Antwort.

Maruschka Misliwiez sagte ihm, daß sie den Brief der gnädigen Frau selbst in die Hand gegeben habe.

„Die gnädige Frau sah ganz erschrocken aus“, sagte sie, „aber dann hat sie mit dem Kopf genickt, hat den Brief in die Tasche gesteckt und gesagt, es wäre gut.“

Einige Tage vergingen. Unwillkürlich hielt Hans täglich Umschau nach der Kleinen — so regelmäßig Maruschka aber auch ihre Milchkannen brachte — eine Botschaft für ihn hatte sie nicht.

Da kam eines Tages ein Brief mit dem Poststempel der Kreisstadt an, dessen Adresse eine zierliche Schrift zeigte, die Hans nicht kannte.

Hastig öffnete er. Der Brief war von Emma.

„Ich habe recht mit mir gekämpft, ob ich Ihren Brief beantworten sollte“, schrieb sie. „Mein Mann würde böse sein, wenn er es wüßte, und deshalb ist es vielleicht nicht recht, daß ich es dennoch tue. Nun ist aber Käte nach Hause gekommen, und nachdem ich sie gesprochen habe, scheint es mir, ich wähle von zwei Sünden die geringere, wenn ich Ihnen schreibe, denn Sie und Käte ohne zwingenden Grund von einander getrennt zu halten, erscheint mir als schweres Unrecht. Und einen solchen wirklich zwingenden Grund gibt es nicht. Käte hat mir, ehe sie noch etwas von Ihrem Briefe wußte, genau dasselbe gesagt, was Sie mir geschrieben haben, nur daß sie resignierter und mehr bereit war, ihr Glück zu opfern. Daß es aber kein anderes

Glück für sie geben kann, als die Vereinigung mit Ihnen, das sagt auch sie. Und weil ich meine, daß Glück und Liebe die versöhnenden Akkorde sind, die all die Mißtöne, unter denen wir leiden, auflösen werden, so will ich Ihren Wunsch erfüllen und vorläufig Ihnen und Käte gegenseitig Nachricht von einander geben. Ich bitte Sie aber, keine Unvorsichtigkeit zu begehen und die tiefe Trauer der Eltern noch zu schonen. Mit der Gewißheit Ihrer gegenseitigen Liebe und Treue können Sie und Käte wohl noch eine Weile ausharren, bis der mildernde Einfluß der Zeit Ihnen bei den Eltern zu Hilfe gekommen ist. Käte hat Ihren Brief gelesen und grüßt Sie. Und ich bin freundschaftlich

Ihre ergebene

Emma Waldow."

XVIII.

Die Frau Rektor Berga hatte die schönen Spachtelgardinen aufgesteckt und den großen Smyrnateppich aufgelegt, beides Geschenke, die ihr Hans geschickt hatte — und nun stand sie bewundernd und kopfschüttelnd zugleich vor der neuen Pracht.

„Es paßt ja garnicht in unser altes Haus“, sagte sie, „aber wenn's dem Hans Freude macht — —“

Das Durcheinanderrufen vieler Kinderstimmen drang durch die geöffneten Fenster und verkündete das Ende der Schule.

Gleich darauf trat der Rektor ein in seinem abgetragenen schwarzen Schulrock, das sonst blasser, hagere Gesicht von der Anstrengung des Redens gerötet.

„So“, sagte er, das Kinn in die Hand stützend und mit dem Kopfe ein paar Bewegungen machend, als wollte er stoßen, „während ich unter der vergrößerten Arbeitslast fast erliege, befließigst Du Dich, unsere bescheidene Behausung mit unnützem Tand zu füllen!“

„Lieber Himmel“, seufzte sie, „ich kann's dem Hans doch nicht antun, daß ich seine schönen Sachen unnützt liegen lasse.“

„Der Hans ist jetzt in erster Linie zu bewahren vor dem Hochmutsteufel, der sich allda einzufinden pflegt, wo der Tanz um das goldene Kalb beginnt, und ich wünsche nicht, daß man glaubt, wir wollten diesen Tanz mitmachen mit Teppichen und Gardinen, denn bei der erhöhten Arbeitslast, die mir jetzt durch den Zuzug so vieler fremden Familien zuteil wird, muß ich auf eine Gehaltserhöhung rechnen, und wenn der Kreisschulinspektor diesen Luxus hier bei uns sieht, könnte er meinen —.“

„Aber, Alter, was gehen den Kreisschulinspektor die Geschenke unseres Sohnes an!“

„Weibliche Unzulänglichkeit in Beurteilung der Nebenumstände —.“

„Mag sein, Alter, aber wir wollen doch erst mal mit dem Hans sprechen, er wollte ja heute abend kommen.“

Sie verließ das Zimmer, froh, daß sie jetzt „den Hans“ als letzte Instanz immer bei der Hand hatte, und der Rektor ging, sobald er sich allein sah, auf den Teppich zu, versenkte vorsichtig seinen Fuß hinein, prüfte mit der Hand das Gewebe und brummte: „Übel ist es ja nicht und muß warme Füße im Winter machen, hm, hm — ja, wir leben in einer merkwürdigen Zeit — vor fünfzig Jahren kam so was nicht in ein Landschulhaus.“ Dann ging er an die Fenster heran und unterzog die Gardinen einer ebenso genauen Besichtigung.

Frau Minna besorgte inzwischen das Vesperbrot für ihre Enkelkinder.

„Omama“, sagte das eine, „jetzt sind wieder so viel neue Kinder in die Schule gekommen, und im Sommer da kommen noch viel mehr, und der große Junge von dem neuen Obersteiger hat gesagt, wir müßten noch einen Lehrer bekommen, denn der Opapa könnte nicht mehr fertig mit uns werden. Ist das wahr, Omama?“

„Das weiß ich nicht, Hänschen, das müssen wir abwarten!“

Der Kleine sah sie ganz erstaunt an, und sie seufzte unwillkürlich. Ach ja, die Zeit war vorbei, wo sie die ausschlaggebende Autorität war, die alles wußte — sie durfte es ja den Kindern nicht sagen, wie viel sie jetzt selbst zu lernen hatte, um das Leben, in dessen Mitte ihr Sohn stand, mit all seinen neuen Begriffen und Anforderungen zu verstehen. In solchen Augenblicken kam sie sich so klein vor, und dann wieder, wenn Hans neben

ihr stand, schien es ihr, als wüchse sie an seiner Seite aus ihrer engbegrenzten Umgebung heraus — und würde eine andere, größere, deren Sinn und Verständnis, bisher unter dumpfem Druck gehalten, sich nun zusehends entfaltete.

„Omama, auf dem Schloßhofe sind sie sehr traurig“, berichtete Hänschen weiter. „Der Gärtner Franz sagt, da husteten die Kühe ganz schrecklich und müßten alle sterben.“

„Herr Gott“, rief Frau Minna, und sie vergaß die eheherrliche Kritik ihrer Teppiche und Gardinen und erschreckte den Rektor, der inzwischen von der Kritik zur Bewunderung übergegangen war, indem sie hastig die Tür der „guten Stube“ öffnete.

„Ist es wahr, daß auf dem Dominium die Lungenfeuche ausgebrochen ist?“ fragte sie.

„Es ist allerdings an dem“, sagte der Rektor, wie ein ertappter Schulknabe die Hand von den Gardinen zurückziehend und auf den Rücken legend.

„Mein Gott, und das sagst Du mir nicht!“ rief die Rektorin, „die arme, junge Frau, das ist ja ein schwerer Schlag — wie werden sie das nur überwinden! Es soll doch ohnehin nicht sehr gut bei ihnen stehen.“

„Schwankungen der sozialen Schichten“, ließ sich der Rektor vernehmen. „Sie kommen herunter — andere kommen herauf — —.“ Er räusperte sich, als habe er zu viel gesagt.

Frau Minna schloß erregt die Tür. Sie hatte in diesem Frühjahr öfter mit der jungen Frau Waldow zu

tun gehabt, die ihren Gemüsegarten erweitert und verschiedene Sämereien aus dem Schulgarten bezogen hatte. Nun war ihr Entschluß schnell gefaßt, hinüber zu gehen und zu sehen, ob es wirklich so schlimm stände, denn sie hatte Frau Emma, die immer so gut von ihrem Hans sprach, ins Herz geschlossen.

Sie fand die junge Frau an den Spalieren mit Gärtnerarbeit beschäftigt.

„Ich wollte schon zu Ihnen kommen, Frau Berga“, sagte sie, „um Sie zu bitten, mir am Nachmittage einige von den größeren Schulkindern zum Jäten zu schicken, ich habe niemand zur Hilfe — und ich möchte so sehr gern etwas aus dem Garten herauswirtschaften —.“

Frau Minna war natürlich zu jeder Hilfe bereit und sprach unverhohlen ihre Bewunderung darüber aus, daß die junge Frau bei dem Unglück im Stall nicht den Kopf hängen ließe, sondern rüstig weiterschaffte in ihrem kleinen Kreise. Emma, der das Herz schwerer war, als sie es sich merken lassen wollte, traten die Tränen in die Augen bei Frau Minnas warmen, teilnehmenden Worten. Ja, es waren schwere Zeiten, und am meisten litt Emma darunter, daß ihr Mann sich um so mehr vor ihr verschloß, je ernster die Sorgen wurden, die ihn bedrückten. Doch davon ließ sie sich nichts merken, nur das gab sie ohne weiteres zu, daß sie bei den großen Ausgaben, die ihr Mann bei Beschaffung eines neuen Viehstandes haben würde, darauf bedacht sein müsse, so viel als möglich zu sparen. Frau Minna war so verständnisvoll und liebevoll

eingehend, daß der jungen, vereinsamten Frau das Herz allmählich aufging. Sie vertraute ihr, wie sie hoffte, durch die Garteneinnahmen das Wirtschaftsgeld, das ihr Mann ihr sonst gegeben hatte, entbehrlich zu machen, und Frau Minna, die eine erfahrene Meisterin im Sparen war, wußte allerlei guten Rat. Die beiden Frauen waren ganz vertieft in ihr wirtschaftliches Gespräch, während sie zwischen den Salat- und Erdbeerbeeten hingingen. Plötzlich fuhr Frau Emma zusammen.

„Wurde ich da nicht gerufen? Mein Gott, da ist ja der Schwiegervater und Käte!“

Am Ende des langen Ganges, der den Garten durchschneidet, tauchte die Gestalt des Oberförsters auf. Käte lief voran und umarmte ihre Schwägerin.

„Ist es denn wahr, Emma? Die Lungenseuche ist in Eurem Stall?“

„Ja, Käte, daran ist nun nichts zu ändern —.“ Sie ging ihrem Schwiegervater entgegen, und die Rektorin stand dem schlanken, schwarzgekleideten Mädchen gegenüber, das sie einen Augenblick fragend anblickte. Dann röteten sich die blassen Wangen, ein feuchter Glanz schimmerte in Kätes Augen.

„Frau Rektor Berga?“ fragte sie, und es lag ein Ausdruck in diesen Augen und in dem ganzen jungen Gesicht, der Frau Minnas leicht bewegliches Gemüt in eigener Weise ergriff. Und ehe sie noch recht wußte, wie das zuging, hatte Käte mit einer schnellen Bewegung die Hand Frau Minnas an ihre Lippen gezogen, daß

diese ganz erschrocken und gerührt zugleich sich nicht anders zu helfen mußte, als indem sie Räte mit beiden Armen umschloß und herzlich küßte.

„Mein liebes, liebes Fräulein“, sagte sie dabei und wiederholte das immer wieder, bis der Oberförster herantrat und mit seiner Begrüßung der Szene ein Ende machte.

Nun wanderte man zusammen in den Kuhstall. Die kranken Tiere standen da mit herabhängenden Köpfen und schwer arbeitenden Flanken. Der Tierarzt war gerade anwesend und bezeichnete die Stücke, die noch für gesund galten und einer „Impfung“ unterzogen werden konnten. Der Ackerpferdestall war für sie frei gemacht worden, aber der größte Teil der Herde mußte als infiziert gelten. Otto Waldow, der die Überführung der gesunden Tiere in den anderen Stall überwachte, begrüßte die Seinigen in der kurzen Art, die er immer annahm, wenn er sehr erregt war. Frau Berga maß er mit einem erstaunt-fragenden Blick; aber sie beachtete ihn gar nicht, sie hatte Rätens Hand in der ihren behalten, und Räte sagte ihr, wie sie es sich schon so lange gewünscht habe, sie einmal kennen zu lernen.

„Mich? Ja aber an mir ist doch gar nichts Besonderes?“ meinte die Rektorin.

„Ihr Sohn hat so oft von Ihnen gesprochen —.“

Die Rektorin sah sie fragend an — und plötzlich begann ihre Hand in der Rätens zu zittern. „Mein Gott“, murmelte sie, „und Sie haben mir im vorigen Jahre

Blumen geschickt und — und —.“ Noch einmal sah sie in Rätens Gesicht und begriff plötzlich, was für sie darin zu lesen stand.

„Mein Gott, mein Gott, und ich habe nichts gewußt!“ Die hellen Tränen standen ihr in den Augen.

Der Oberförster sprach sie an. Mit ihrem feinen Instinkt merkte sie, daß das, was sie entdeckt hatte, ein Geheimnis zwischen ihr und Räte bleiben mußte.

Es war nur noch von wirtschaftlichen Angelegenheiten die Rede; nur beim Abschied flüsterte Räte der Rektorin zu: „Grüßen Sie von mir“. Sie sah dabei traurig aus und so rührend, daß Frau Minna sie am liebsten wieder umarmt hätte; aber sie begnügte sich mit einem Händedruck und trat den Rückweg mit recht schwerem Herzen an.

Warum hatte ihr Hans sie nicht ins Vertrauen gezogen?

Sie konnte nicht darüber wegkommen.

Er kam ihr entgegen geschritten, da er sie nicht zu Hause getroffen hatte, und die kleine erregte Frau machte ihrem Herzen Luft.

Hans sah ernst darein. „Ich wollte es Dir ersparen, Mütterchen“, sagte er endlich, „Freude hättest Du bis jetzt doch nicht an der Sache gehabt — und hättest mir das Herz nur noch schwerer gemacht.“

„Ach, Du törichter Hans“, rief sie, „als ob es nicht besser für mich wäre, ein bißchen Herzweh mit Dir zu haben, als wie außerhalb Deiner Sorgen zu stehen! Aber

nun ist es ein rechter Segen des Himmels, daß ich mich gerade mit der jungen Frau angefreundet habe, da wird sich schon 'was machen lassen, daß Du die Räte doch wieder siehst?"

„Mütterchen, ohne viel Geduld ist da nichts zu machen, und weil ich fürchtete, Du würdest keine haben, schwieg ich auch.“

Aber sie hörte kaum auf seine Einwände, sie war ganz voller Pläne, denn Räte hatte es ihr angetan, wie sie sagte, und ihrem Jungen müsse sie auf irgend eine Weise zu Hilfe kommen.

Von nun an war sie ein oft gesehener Gast im Garten von Pronowiz, und eines Tages hatte sie es zuwege gebracht, daß Emma mit Räte nach der Pronowitzer Waldwiese ging und daß sie dort mit Hans Verga zusammentrafen.

XIX.

Ein heißer Sommertag neigte sich zu Ende. Der Oberförster hatte die vorjährige Kultur, deren Lücken im Frühjahr nachgepflanzt worden waren, besucht und stand gebückt über einigen Pflänzchen, die zu kränkeln schienen. Plötzlich hob er den Kopf und zog mit geblähten Nasenflügeln die Luft ein. „Schoßschwerenot, da haben wir den Rauch!“ murmelte er und witterte in die Luft hinaus. Ja, es war keine Frage. Der Rauch vom Hüttenwerk drang bis hierher.

Der Oberförster hob die geballte Faust empor und drohte nach der Richtung hin, von der der Rauch kam. Sein gerötetes Gesicht war dabei blaß geworden. Einen Augenblick stand er da in finsterem Vorfichhinbrüten. Dann wandte er sich ab. Die Luft an der Kultur war ihm verdorben. Was nützte es, sie zu hegen und pflegen? Wenn der Hüttenrauch mit seinem Schwefelgift bis hierher drang, kam sie doch nicht auf.

Als er sich der Oberförsterei näherte, sah er Ottos Reitpferd im Hofe stehen. Gleich darauf trat Otto ihm entgegen. Er sah müde und abgespannt aus, und die Augen erschienen wie eingesunken in dem sonnverbrannten Gesicht.

„Ich komme, um zu fragen, ob Du mir aushelfen kannst“, sagte Otto, „bei dieser Hitze muß ich mit der Ernte beginnen, denn das Korn ist reif, aber ich habe keine Leute.“

„Natürlich“, sagte der Oberförster bitter, „Dir laufen die Leute weg und mir frißt der Rauch meine Kulturen — der Segen der Industrie!“ Er lachte kurz auf. Dann überlegte er: „Abfuhr der Hölzer nach der Brettmühle — kann ich nicht aufschieben — „Ringeln“ der Bestände 10 bis 15 — das kann am Ende noch bleiben — ja, Leute zur Ernte mußt Du doch haben, also was irgend entbehrlich ist, werde ich Dir natürlich schicken.“

Sie hatten die Oberförsterei erreicht. Otto ließ sich im Arbeitszimmer des Oberförsters ermattet auf einen

Stuhl fallen und stützte den Kopf in beide Hände. „Vater, ich kann die Johannizinsen nicht zahlen“, stöhnte er.

„Herr Gott“, murmelte der Oberförster.

„Ich habe gearbeitet wie ein Pferd“, fuhr Otto fort, „aber was nützt es mir? Der Roggen hat keinen Preis, die Kartoffelernte war schlecht, die Rübenenernte auch, weil es mir zur rechten Zeit an Leuten zum Behacken fehlte, zu Neujahr habe ich noch, was sich an bar Geld beschaffen ließ, zusammengekrakt — jetzt noch das Unglück mit dem Vieh — ich kann nicht mehr!“

„Aber die Ziegelei, bringt denn die nichts in diesem Jahr?“

„Die Ziegelei steht. Die Leute arbeiten in der Grube — ich konnte mit den Löhnen dort nicht konkurrieren.“

Der Oberförster stand am Fenster und blickte schweigend hinaus. Ein paar tausend Mark Ersparnisse, die eigentlich für Kätes Aussteuer bestimmt gewesen waren, hatte er Otto schon zur Beschaffung neuen Viehs gegeben. Jetzt waren seine Hilfsquellen erschöpft.

„Könntest Du nicht versuchen Geld aufzunehmen?“ fragte er schüchtern.

Otto schüttelte den Kopf. „Die Schuldenlast, die auf Bronowitz steht, ist ohnehin schon zu groß.“

„Ja — was soll dann werden?“

„Ich muß mir die Zinsen stunden lassen —.“

„Vielleicht läßt es sich zu Weihnachten ausgleichen, wenn die Ernte verkauft ist, tröstete der Oberförster,

dessen sanguinische Natur sich so gern an irgend einen Hoffnungsstrahl geklammert hätte.

Otto blickte trübe vor sich hin. Er schüttelte langsam den Kopf. „Wo sollte der Ausgleich herkommen?“

„Aber — wenn — wenn Du zu Neujahr auch nicht zahlen könntest?“ Die Frage kam stoßend über die Lippen des Oberförsters, als fürchte er sich vor dem Klange seiner eigenen Worte.

Otto antwortete nicht. Es war einige Augenblicke ganz still in dem Zimmer, nur eine große gefangene Fliege stieß einformig summend gegen die Fenster-scheiben. Dann kam es ächzend über Ottos Lippen: „Vater, ich kann nicht mehr dagegen ankämpfen — ich sehe es kommen, unabweisbar, Pronowik kommt in Subhastation, ich halte es nicht!“

Und überwältigt von dem Schreckgespenst, das er seit zwei Jahren langsam näher rücken sah und das jetzt, wo er es zum erstenmal beim Namen genannt hatte, feste Gestalt zu gewinnen schien, warf Otto die Arme auf den Tisch vor sich, und den Kopf darauf drückend erschütterte ein tiefes schmerzliches Aufschluchzen den kraftvollen, jugendlichen Männerleib, der sich wie gebrochen zusammenkrümmte unter der Wucht des Schicksalsschlages, den er nicht mehr meinte aufhalten zu können.

Erschüttert trat der Oberförster neben seinen Sohn.

„Otto, sei ein Mann, beiße die Zähne zusammen —.“

Otto blickte auf. „Es geht mir nicht um mich, Vater — ich bin noch jung, ich kann arbeiten — aber Emma! Du weißt nicht, was Pronowiz für sie ist! Und ich hätte es halten können, wenn diese unselige Industrie mir nicht die Lebensadern unterbände! Im vorigen Jahr hatte ich fast die doppelten Arbeitskosten zu zahlen, und dies Jahr sind die Leute für kein Geld zu haben. Die Hälfte des Heus ist verdorben, weil es nicht zur rechten Zeit durchgearbeitet werden konnte — und jetzt — aber Du hast recht, was nützt es zu klagen? Man trägt's, so gut man kann — und so lange man kann —.“ Er stand auf. Er wischte die Spuren der bitteren, zählenden Mannestränen, die er nicht hatte zurückdrängen können, von seinen braunen Wangen und griff nach seiner Reitgerte.

„Also Du schickst mir, was Du irgend von Leuten entbehren kannst, Vater, und — verzeih, daß es mich so übermannte. Es nützt doch nichts!“

Der Oberförster legte die Hand auf seine Schulter. „Otto, vielleicht könnte ich doch ein paar tausend Mark in der Stadt beschaffen. In meinem Leben bin ich niemand etwas schuldig geblieben, ich denke, ich könnte wohl einigen Kredit haben . . .“

Ottos Gesicht rötete sich. „Nein, Vater, das Geld, das Du mir für den Viehkauf gabst, drückt mir schon schwer genug aufs Gewissen — es sind alles Tropfen auf einen heißen Stein — laß nur — es muß durchgelitten werden — ich kann Emma nicht helfen.“

Er ging hinaus. Der Oberförster geleitete ihn schweren Herzens. Dann ging er zurück in sein einsames Zimmer, und während der Hufschlag des Davonreitenden draußen verklang, preßte er beide Hände vor die Stirn und stöhnte: „Wenn ich nur einen Ausweg wüßte, nur einen Ausweg!“

Und, wie oftmals schwere Gedanken von einer Vorstellung, die gar nichts mit denselben zu tun hat, durchquert werden, fiel es dem Oberförster plötzlich ein, daß weder seine Frau noch Käte hereingekommen waren während Ottos Besuch. Als sträube sich seine Natur gegen die schmerzlichen Eindrücke der vergangenen Stunde, überkam ihn der Wunsch, die Seinigen um sich zu sehen, etwas anderes zu hören und zu sprechen oder auch in der Mitteilung des soeben Gehörten Erleichterung zu finden. Er ging in den Hof. Man sagte ihm, die Oberförsterin sei im Milchkeller. Er stieg hinab und fand sie so eifrig bei der Handhabung einer neuen Buttermaschine beschäftigt, daß sie darüber von Ottos Besuch gar nichts gemerkt hatte.

„Und wo ist die Käte, warum hilft sie Dir nicht?“ fragte der Oberförster. Das unsichere Licht des Kellers ließ es den Oberförster nicht merken, daß die Wangen seiner Frau sich bei seiner Frage mit einer lebhaften Röte bedeckten, als habe sie ein schlechtes Gewissen.

„Ach, die Käte“, meinte sie, sich über ihre Butter neigend, „die ist doch nicht brauchbar bei solchen Arbeiten — ich — ich weiß nicht, wo sie ist, das heißt — ja,

es fällt mir eben ein, sie wollte in die Kolonie gehen, um die Waschfrau für morgen zu bestellen; ich weiß aber nicht genau, ob sie hingegangen ist.“

„Es ist doch nicht richtig, daß Du die Käte von der Arbeit fern hältst.“

„Ach, laß nur, Alter, ich muß machen, daß ich hier fertig werde, ich habe keine Zeit zum Diskutieren.“

Ihm war die Lust vergangen, jetzt mit ihr von Otto zu sprechen. Langsam stieg er aus dem Keller wieder herauf.

„Wenn nur die Käte käme“, dachte er, während die Oberförsterin über ihrer Butter murmelte:

„Er würde es ihr natürlich nicht erlauben — aber ich kann mir nicht helfen — ein besseres Glück findet die Käte 'mal nicht, und warum soll man sie und sich da mit unnötiger Strenge quälen? Die Emma ist ja dabei!“ Sie mußte, wo Käte war, und sie hatte nichts dagegen, daß sie Hans Berga wieder sah.

Otto ritt inzwischen, in seine düsteren Gedanken versunken, durch den Wald. In der Nähe von Pronowik traf er den Heger, der die paar hundert Morgen jungen Waldes, der zu Pronowik gehörte, in Ordnung zu halten hatte.

Otto hielt sein Pferd an, da er sah, daß der Mann ihn sprechen wollte.

„Was gibt es, Bioli?“ fragte Otto.

„Muß ich ja melden, daß glaube ich, haben wir schon Wilddiebe, ganz bestimmt“, sagte der alte Wald-

wärter, „hab' ich gefunden Fußspuren, wo hat niemand zu gehen, und ich habe gesehen schon zweimal kommen den Misliwiez aus unserm Wald, wo nichts hat zu suchen.“

„Hat er denn ein Gewehr bei sich?“

„Hab' ich ja nicht gesehen!“

„Na, dann paß' gut auf, und Du weißt ja, wie sie's im Domaniner Forst machen; wer beim Wilddieben ertappt wird und auf den Anruf nicht steht —“

„Kriegt sich Schrot in die Beine“, ergänzte Bioli, „gehe ich auch schon immer mit geladene Flinte in'n Wald.“

„Na, das kannst Du ihm ja sagen, wenn Du ihn gelegentlich wieder siehst.“ Otto ritt weiter, und der Jäger ging seines Weges. Als beide außer Sehweite waren, wurden die dichten Zweige der Kiefernheckung auseinander gebogen, und ein Mann kroch darunter hervor, dessen vertragene Kleidung die graugelbe Erdfarbe so sehr angenommen hatte, daß er sich wenig von dem Waldboden unterschied, aus dem er hervorzukommen schien. Als er sah, daß der Weg menschenleer war, richtete er sich auf, und ein schadenfrohes Lächeln zuckte um seine Lippen. Seit heute mußte Peter Misliwiez, daß der Busch von Pronowiz ein Geheimnis barg, und daß der „Pan Ingenieur“, dem Peter es zu verdanken glaubte, daß man ihn öffentlich als Trunkenbold erklärt hatte, in dieses Geheimnis verwickelt war.

XX.

Außer seinem Vater hatte Otto niemandem seine mißliche Lage mitgeteilt, und nachdem der Oberförster im ersten Augenblick nicht dazu gekommen war, sich auszusprechen, hatte er im Einverständniß mit Otto die Seinigen nicht eingeweiht. Er mußte Otto recht geben, wenn dieser sagte: sie erfahren es alle noch früh genug, wozu jetzt darüber sprechen?

Die Johannizinsen waren von der Landschaft gestundet worden, auch die übrigen Gläubiger hatten sich bereit finden lassen, zu warten. Otto, der es nicht über das Herz brachte, Emma aufzuklären, fühlte sich ihr gegenüber so bedrückt, daß er jede Aussprache mit ihr vermied und sich immer schroffer und abweisender zeigte. Er suchte sich in der Arbeit zu betäuben, und Emma, die ihn nicht verstehen konnte und die unter seinem Mangel an Liebe, den sie zu empfinden glaubte, litt, war zu stolz und zu sanft, um ihm gegenüber eine Initiative zu ergreifen. Sie war ihrerseits rastlos tätig in ihrer Haus- und Viehwirtschaft, und wenn sie sich in ihrer Liebe als Weib zurückgewiesen sah, so wurde sie um so hingebender und leidenschaftlicher in ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, mit der sie nicht nur ihren Knaben, sondern auch Käte umschloß, die ihr jetzt, den eigenen Erfahrungen gegenüber, so viel jünger erschien. In öfterem Zusammentreffen mit Hans Berga hatte dieser ihr immer besser gefallen. Sie war überzeugt, daß Käte glücklich

mit ihm werden würde, und tat, was sie konnte, um den Verkehr der Liebenden zu vermitteln. Je schroffer Otto sich ihr gegenüber stellte, um so weniger empfand sie das Bedürfnis, sich ihm mitzuteilen; zeigte er kein Vertrauen, so wollte sie ihm auch das ihre nicht entgegenbringen. So wichen sie sich gegenseitig aus und suchten die Sehnsucht nach einander, die halb unbewußt in ihnen brannte, durch fieberhafte Tätigkeit zu ersticken, die sie auf alles übertrugen, was sie anfaßten.

So verging der Sommer. Otto, der die Unmöglichkeit, seine Zinsen zu zahlen, vor sich sah, wurde von Tag zu Tag finsterner und wortfarger, und Emma hatte sich immer mehr an Räte angeschlossen.

Mit dieser selbst aber war eine Veränderung vorgegangen. Sie hatte alles Knospenhafte abgestreift und war zum vollen, bewußten Weibe erblüht.

Eines Abends, nachdem sie Hans Berga wieder auf der Pronowitzer Waldwiese getroffen hatte, kehrte sie mit dem festen Entschluß zurück, ihrem Vater gegenüber noch einen letzten Kampf für ihre Liebe zu wagen. Denn ihrer jetzigen unklaren und unhaltbaren Lage mußte sie ein Ende machen.

Als sie sich der Oberförsterei näherte, war es ihr, als höre sie Stimmengewirr von dort herüber klingen. Sie beschleunigte ihre Schritte. Jetzt lag der Hof vor ihr. Sie sah, daß dort Leute standen, Männer und Frauen. Sie riefen in wirrem Durcheinander etwas, das Räte nicht verstehen konnte, und hoben die Arme

lebhaft gestikulierend in die Luft. Da alle die Köpfe dem Hause zugewandt hatten, konnte Käte die Gesichter nicht sehen, und wurde auch selbst nicht bemerkt, aber sie verstand jetzt die Rufe: „Mehr Geld verdienen — Hundelohn — nicht mehr arbeiten“ und erkannte die Waldarbeiter. Erschrocken trat Käte unwillkürlich zurück hinter die Holunderbüsche am Zaun, mit hochklopfendem Herzen lauschend.

Plötzlich wurde es still unter dem erregten Menschenhaufen.

Käte bog die Zweige ein wenig auseinander. Ihr Vater hatte das Fenster seines Arbeitszimmers geöffnet, sie konnte ihn gerade vor sich sehen, wie er da am Fensterahmen stand und den grauhaarigen Kopf vorneigte.

„Was wollt Ihr, Leute, was soll das heißen?“ Die Stimme nahm plötzlich einen scharfen Ton an: „Was hast Du unter uns hier zu suchen, Woitek? Du gehörst nicht mehr zu uns!“

Ein einzelner Mann, in dem Käte Woitek erkannte, trat vor.

„Sie haben mich gebeten, für sie zu sprechen, sagte er, „wir Arbeiter sind alle Brüder —.“

„Halte das Maul“, schrie der Oberförster, auf dessen Stirn jetzt die Hornader schwell, „mit Dir habe ich nichts zu schaffen — hinaus aus dem Hofe —.“

Ein Teil der Leute sah sich scheu an, aber einige Stimmen riefen: „Sprich, Woitek, er soll reden, er soll reden —.“

Der Oberförster verschwand vom Fenster, gleich darauf trat er vor die Tür in seinem halb aufgeknöpften, grünbraunen Jagdrock, den grauen Kopf unbedeckt, die Büchse in der Hand und die beiden Hunde neben sich. Ein wüstes Geschrei empfing ihn, Käte zitterte — sie wollte zu ihm eilen, aber wie gelähmt von Entsetzen stand sie da, die Szene vor sich anstarrend.

Der Oberförster hatte das Gewehr schußbereit erhoben.

„Wer mir nahe kommt, bekommt die volle Ladung“, donnerte er von seinem erhöhten Standpunkte herab — und immer noch das Gewehr bereit haltend, fuhr er fort: „Ordnung, Gesindel! Wer 'was Vernünftiges zu sagen hat, kann zu mir kommen. Ihr wißt, daß ich noch jeden angehört habe —.“

„Der Woitek soll sprechen — —.“

„Nein, Ihr sollt für Euch selbst reden.“

„Der Woitek — der Woitek. —“

„Wenn Du nicht aus dem Hofe heraus bist, bis ich drei gezählt habe, Kerl, so schieße ich Dich nieder wie einen Hund, verdammter Aufwiegler —.“

Die Stimme des Oberförsters klang so wutentstellt, daß Käte sie nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht zugleich sein zornrotes Gesicht vor sich gesehen hätte.

Ein paar Weiber kreischten laut auf.

„Jesus Maria, er schießt —.“

Aber Woitek, der seine Wirtshausbesuche inzwischen nicht umsonst gemacht zu haben schien, rief: „Oho, die

Zeit ist vorbei, wo man ungestraft unvereins an den Fragen konnte —.“

„Eins!“ zählte der Oberförster als Antwort, und der Gewehrlauf starrte die Leute an, während die Hunde sich knurrend an ihren Herrn drängten und nur seines Befehles zu warten schienen, um das Opfer, das er ihnen zeigen würde, zu fassen. Ein paar Leute drängten dem Ausgange zu, aber Woitek stand noch da, wenn er auch nicht mehr so sicher darein blickte, wie im Anfang. „Zwei“, zählte der Oberförster mit weithin schallender Stimme, „und —

„Papa, Papa!“ Räte durchbrach die Menge und stürzte ihrem Vater entgegen.

Unter den Leuten entstand eine Bewegung. Sie alle kannten Räte, und sie war beliebt unter ihnen.

Der Oberförster hatte das Gewehr abgesetzt. Er sah Räte finster an und suchte sich von ihren umschlingenden Armen frei zu machen.

„Was willst Du hier? Du gehörst nicht her!“

„Papa, er ist doch ein Wehrloser . . .“

Von rückwärts aus dem Hause trat die Oberförsterin neben ihren Mann. „Um Gotteswillen, was machst Du?“

Der Oberförster stöhnte auf wie ein verwundetes Tier. „Laßt mich in Ruhe — —.“

Er wehrte die Frauen ab und blickte über die Leute hin, die jetzt in der Nähe des Ausganges zusammengedrängt standen. Woitek war verschwunden. Diese Entdeckung beruhigte den Oberförster etwas. Er rief den

ältesten der Leute beim Namen, und der Mann trat heran, die Mütze in der Hand haltend, mehr ängstlich als fordernd aussehend.

„Nun mach' den Mund auf, sprich, was soll das heißen, daß Ihr wie eine Herde wilder Hunde zu Euerm Oberförster kommt, von dem Ihr doch alle wißt, daß er es gut mit Euch meint!“

„Ja, das wäre wohl auch so, und das wüßten sie auch“, meinte der Mann, „aber die Zeiten wären nun doch einmal so, und im Herbst würde wieder Holz geschlagen und dafür bekämen die Arbeiter von der Grubenverwaltung zwanzig Pfennig mehr als die Waldarbeiter, und sie wollten sich doch von denen nicht auslachen lassen.“

„Streu, Holz, Gras und Beerenzettel?“ schrie der Oberförster, „für was rechnet Ihr das denn?“

Die anderen waren jetzt wieder näher gekommen. Der alte Arbeiter sah sich fragend nach ihnen um. Mehrere Stimmen antworteten auf einmal: auf dem Grubenfelde bekämen sie auch Holz und Hutung, und für dieselbe Arbeit müßte auch derselbe Lohn gezahlt werden.

Die leidenschaftliche Erregung, mit der im Anfang die Leute und der Oberförster einander entgegengetreten waren, war aber jetzt verslogen, und am Ende einigten sie sich darüber, daß der Oberförster ein Übriges tun und bei der Generaldirektion wegen Erhöhung der Löhne vorstellig werden wollte.

Blaß vor Erregung und mit tief gefurchter Stirn, gleichsam in Minuten um Jahre gealtert, sah der Ober-

förster den Leuten nach, als diese endlich den Hof verließen.

„Kein Vertrauen, keine Liebe mehr“, murmelte er, „alles vergiftet, wie meine Schonungen von dem Hüttenrauch“ — und er dachte daran, wie diese Leute und er sich von Kindheit an gekannt, wie er an dem Leben jedes einzelnen teilgenommen, in persönlichem Verhältnis zu jedem gestanden hatte.

Mit einer stummen Handbewegung wehrte er Frau und Tochter von sich ab, um in sein Arbeitszimmer zu gehen und die Tür hinter sich zu schließen.

„Mein Gott, mein Gott“, seufzte die Oberförsterin, die Hände zusammenschlagend, „wenn ich denke, der Schuß hätte losgehen und Dich treffen können, Räte — mir stand das Herz still, ich kam gerade aus dem Keller, um zu sehen, was der Lärm bedeutete — da hörte ich den Vater zählen und sah das Gewehr in seiner Hand und plötzlich Dich!“

Räte antwortete nicht, ihr schien es in diesem Augenblick so gleichgültig, weiter zu leben, denn die Luft zwischen dem Vater und dem Geliebten sah sie von neuem erweitert durch Haß und Groll — die unausbleibliche Folge des Arbeiterkrawalls.

XXI.

Das „Glückimwald-Hüttenwerk“ war in vollem Betriebe. Stattlich hob die weite Halle, welche die Siemens-

Martinöfen umschloß, sich empor mit ihrer kirchenhohen Wellblechwölbung, unter der lange Fensterreihen offen standen, um die den Öfen entströmende Hitze erträglicher zu machen. Rechts wurde die Schmelzhalle von der Generatorhalle flankiert, in deren tiefen gemauerten Schächten das zur Heizung der Martinöfen erforderliche Gas aus Steinkohlen gewonnen wurde. Links seitlich schloß die Gießhalle sich an, in welcher der für die Aufnahme und den Transport des flüssigen Stahles bestimmte Gießwagen mit seinem Rollen und Achsen stark kontrastierte gegen die mit fast lautloser Ruhe und Sicherheit arbeitenden hydraulischen Kräne.

Hans Berga schritt vorüber an dem lustig lodernden Schmiedefeuer, bei dem zwei sehnige Arbeiter mit wuchtigen Schlägen das für den Martinbetrieb erforderliche „Gezähe“ (Arbeitsgerät) herrichteten, und stieg auf einer breiten eisernen Treppe empor zur Arbeitsbühne der Martinöfen. Unten auf dem Geleise, das von den Schrotplätzen direkt in die Schmelzhalle führte, kam ein Rippwagen nach dem andern mit verschiedenartiger Fracht von altem Eisen herangefahren, um mit dem hydraulischen Aufzuge nach der Arbeitsbühne heraufbefördert zu werden. Ein Arbeiter öffnete eine der Ofentüren, und sogleich war die Halle erfüllt von dem blendenden sonnenähnlichen Licht und der Hitze, welche das schmelzende Metall ausströmte. Aus dem Rippwagen wurden, eines nach dem andern, die Riesenbündel herbeigeschleppt, zu denen das alte, aus allen

nur denkbaren Gegenständen zusammengewürfelte Schmelzeisen auf den Lagerplätzen zusammengebunden worden war, um dem schmelzenden Roheisen beigemischt zu werden, und eines nach dem andern verschwanden die rostbraunen Ungetüme in dem feurigen Rachen des Ofens.

Hans wechselte einige Worte mit dem Schmelzmeister. Aus einem der Öfen wurde gerade mit dem langgestielten Schöpflöffel eine Probe des flüssigen Metalls genommen und in eine kleine Form gegossen. Dann trug ein Arbeiter das glühende Eisenstück an langer Zange hinab zum Dampfhammer, Hans folgte ihm, um bei der Probe gegenwärtig zu sein.

Der Dampfhammer begann seine Tätigkeit. Das kleine, glühende Klümpchen verwandelte sich unter seinen Schlägen in einen Stab von quadratischem Querschnitt. Dieser wurde in einem Wasserbassin abgeschreckt, in dem er brodelnd noch einige Augenblicke glühte und dann rasch erkaltete, um nun nochmals unter den Dampfhammer zu wandern. Nun wurde der Probestab Hans Berga zur Begutachtung gebracht. Er war unter dem Dampfhammer kalt zusammengebogen und auf einer Seite abgebrochen worden. Die Biegestelle war ganz glatt geblieben und zeigte keinerlei Risse, während die Bruchstelle eine lange, silbergraue, sehnige Textur aufwies. Hans Berga nickte befriedigt.

„Es ist gut“, sagte er, „das Ferromangan kann zugesetzt werden.“

Nach einigen Minuten erfolgte der Abstich des flüssigen Stahles, der sich wie ein feuriger Strom, einen Funkenregen sprühend, in eine der Gießpfannen ergoß.

Hans Berga schritt vorüber an einer der Gruben, in welcher noch die „Coquillen“ standen, die bei einem früheren Abstich zur Aufnahme des flüssigen Stahles gedient hatten. Der Stahl war in diesen Coquillen in Gestalt länglicher Blöcke erkaltet und wurde nun nach Entfernung der Formen mittels hydraulischen Kranses aus der Grube gehoben und auf Wagen geladen, welche die „Ingots“ (Blöcke) entweder direkt nach den Kollöfen des Walzwerkes oder zum Lagerplatz brachten, wo sie, mit der „Chargennummer“ versehen, bis zur geeigneten Verwendung aufgestapelt blieben. Hans begab sich jetzt in das Walzwerk, in dessen Mitte eine Dampfmaschine mit mächtigem Schwungrade die mit Wasser gekühlten Walzentrios in schnelle Umdrehung versetzte. Auf einer Seite der Walzstraße standen zwei lange „Kollöfen“, in denen die Stahlblöcke zu heller Glut erhitzt, an der heißesten Stelle in der Nähe der Feuerbrücke mit Zangen gepackt und durch eine Winde aus dem Ofen auf einen zweirädrigen Karren gebracht wurden, der sie zur Walze beförderte. In veränderter Gestalt, gleich glühenden Bändern oder riesigen Feuer-
schlangen schoß das Metall dann aus den Walzen hervor, während die Halle erfüllt war von den Gewehrsalben ähnlichen Detonationen, welche jedesmal erfolgten,

wenn die glühenden Stahlblöcke in die mit Wasser gefüllten Kaliber eingeführt wurden.

Überall waren Menschenhände und Dampfkraft verbündet, um das spröde Material in die Formen zu bannen, die der Menschenwille ihm geben wollte, überall machte dieser Wille sich die rohen Naturkräfte untertan, und ein stolzes Gefühl erfüllte Hans, während er, zwischen Maschinen und einem Heer von Arbeitern hinschreitend, daran dachte, daß noch vor einem Jahre ein Kiefernwald hier gestanden hatte, der nur wenigen ärmlichen Tagelöhnern einen kärglichen Verdienst bringen konnte.

Als Hans das Hüttenwerk verließ, schritt er dem Direktionshause zu, dessen Bau im Frühjahr begonnen worden und jetzt unter Dach gekommen war. Die einfache Zweckmäßigkeit des Gebäudes, in dem augenblicklich die Direktion untergebracht war, wurde hier bei diesem Neubau zwar auch als Grundlage genommen, hatte aber ein reiches Beiwerk von architektonischem Schmuck erhalten, und mit einem unwillkürlichen Lächeln blickte Hans auf zu dem Balkon und den Erfern des zweiten Stockwerkes. Seine Phantasie sah schon weiße Gardinen hinter den Fenstern und eine blühende Frauengestalt auf dem Balkon, die ihm freundlich zunickte und winkte. Trotz allem, was sich zwischen ihn und Käte schob, trug Hans doch die Zuversicht auf einen endlichen glücklichen Ausgang seiner Liebesangelegenheit im Herzen, seit er sich mit Käte wieder einig wußte.

„Das ist alles Übergangsstadium“, hatte er auch gesagt, als sie ihm von dem Tumult der Walдарbeiter erzählt hatte, „das muß eben durchgemacht werden. Am Ende wird Dein Vater doch finden, daß es nicht die äußeren Verhältnisse sind, die das Schicksal des einzelnen machen, sondern daß es der Mensch selbst ist, der sich sein Schicksal baut in dem Maße, in dem Können und Wollen bei ihm kräftig genug ausgebildet sind, um ihn im Kampf gegen widrige Verhältnisse aufrecht zu erhalten und ihn das Beste finden zu lassen, was die Erde bietet: die Liebe und die Arbeit. Die beiden aber sind überall zu haben, wo die Menschen danach sind, daß sie sie verdienen.“

Während Hans Berga zu den Giebeln des neuen Hauses aufblickte, fühlte er sich plötzlich am Knochzipfel gezupft.

Er sah sich um. Ein barfüßiger Knabe stand neben ihm und hielt ihm einen Brief entgegen. Hans erkannte Rätens Schrift. Eilig belohnte er den kleinen Boten und las.

„Papa hat gestern mit dem Generaldirektor eine sehr unangenehme Auseinandersetzung gehabt“, schrieb Räte. „Sie sind hart aneinander geraten, da der Generaldirektor Papa vorwarf, daß er sich so weit hätte gehen lassen, auf wehrlose Leute schießen zu wollen, und daß er es überhaupt nicht verstände, den neuen Verhältnissen gegenüber Stellung zu nehmen. Papa hat den älteren Beamten herausgekehrt, und, wie ich fürchte, recht heftig geantwortet. Den großen Einschlag der „Gruben-

hölzer“, den die Generaldirektion beabsichtigt, weigert Papa sich auch vornehmen zu lassen, der Graf, der hier die letzte Autorität wäre, ist auf Tigerjagden in Indien, und wir sind recht besorgt, wie das alles noch enden wird. Ich kann heute nicht abkommen, aber morgen will ich Emma besuchen und hoffe dann mit ihr oder ohne sie um vier Uhr auf der Waldwiese zu sein. Kannst Du es einrichten, hinzukommen?

Immer und ewig

Deine Käte.

XXII.

„Herr, wenn wir keine Kartoffelhadmaschine haben, bringen wir in diesem Jahre die Kartoffeln nicht heraus und sie frieren uns ein“, sagte der Afdervogt zu Otto.

Otto nickte schweigend. Er hatte sich selbst schon daselbe gesagt, aber er schreckte immer wieder davor zurück, ein paar hundert Mark für Maschinen auszugeben. Er wußte, daß es rationell war, auch im landwirtschaftlichen Betriebe die Maschinen so viel als möglich an Stelle der immer teurer werdenden Handarbeit zu setzen, daß ganz Pronowiz zu heben und ertragsfähiger zu machen gewesen wäre, wenn er alle Hilfsmittel, welche Technik und Chemie der modernen Landwirtschaft zur Verfügung stellten, hätte anwenden können, aber er wußte auch ebenso genau, daß dieselben ihm bei allem Fleiß und einer Sparsamkeit, die bis zur persönlichen

Entbehrung ging, unerreichbar blieben, weil er über kein flüssiges Betriebskapital verfügte und weil er zu gewissenhaft war, sich um jeden Preis ein solches durch eine noch höhere Belastung von Pronowiz zu verschaffen. Groll gegen das Schicksal, das seine fleißigen Hände zu nutzloser Arbeit verurteilte, verbitterte ihn mehr und mehr. Dennoch wollte er sich Emma gegenüber noch nicht aussprechen, sie sollte geschont werden, so lange als möglich.

So war es ihm auch heute lieb, daß sie nicht zu Hause war, als er heimkehrte.

Sie sei spazieren gegangen, sagte das Mädchen, das mit dem kleinen Walter vor der Haustür saß. Der Kleine hielt ihm ein buntes Spielzeug entgegen.

„Da hast Du ein Pferd, Papa!“

Er bückte sich und küßte das Kind. „Schön, Walterchen“ — dann machte er sich von den kleinen Händen, die ihn festhalten wollten, los. Der Anblick des Kindes tat ihm weh. Würde es ihm nicht eines Tages einen Vorwurf daraus machen, daß er ihm das angestammte Gut nicht zu erhalten verstanden hatte?

In seinem Zimmer versuchte er einige Briefe zu erledigen. Aber sein Kopf brannte. Es schien ihm alles so überflüssig, so wertlos. Wenn er wenigstens den Mut gehabt hätte, Emma alles zu sagen und kurz entschlossen die Subhastation bei der Landschaft anzumelden. Er schalt sich feige und schob den Entschluß doch wieder hinaus. Jetzt saß er vor dem Schreibtisch, die brennende

Stirn in die Hände gedrückt. War es nicht besser ein Ende zu machen, als sich so hinzuquälen. Aber nein — jeder Tag war für Emma doch immerhin eine Verlängerung dessen, was sie als Glück empfand, des Bewußtseins, ihr geliebtes Bronowiz noch zu besitzen. Er stand auf. Die Einsamkeit, die er doch suchte, bedrückte ihn, und die Luft des Zimmers schien ihm dumpf und schwül. Seine Gedanken hatten sich gewöhnt, sich in dem Räderwerk der täglichen Pflichten und Obliegenheiten zu bewegen, trotz der schmerzlichen Abschweifungen, mit denen seine Gefühle ihn oft übermannten. So fiel ihm auch jetzt ein, daß sein Waldheger nun schon seit acht Tagen bei den Kartoffelhäckern war und es wohl nützlich sein dürfte, einmal selbst durch den Wald zu gehen, um nachzusehen, daß sich nicht ungebetene Gäste vom Grubenfelde her dort einnisteten. Und das Pflichtgefühl, nichts zu vernachlässigen, gewann in Otto wieder die Überhand über jenes andere, lähmende: es ist ja doch alles umsonst.

Er warf die Büchse über die Schulter und schritt hinaus aus dem Hause, dessen Luft er heute nicht zu ertragen meinte. Aus dem Hofe tönte lautes Schelten und Schreien. „Was gibt es denn da wieder?“ fragte Otto, unwillkürlich dem Lärm nachgehend. Der Kutscher, der jetzt hauptsächlich zu Aufseherarbeiten in der Wirtschaft verwendet wurde, war mit dem Staller Pietrek aneinander geraten. Als Otto hinzutrat, wurde der Bursche so unverschämt und auffässig, daß Otto ihm mit sofortiger

Entlassung drohte. Pietrek erklärte, das wäre ihm nur gerade recht, er fände schon lohnendere Arbeit beim Glückimwald-Werke als hier bei dieser Hungerleiderlei, worauf Otto ihm befahl, sofort sein Bündel zu schnüren.

Geärgert und gereizt durch diesen Zwischenfall, verließ Otto den Hof. Er hatte den Pietrek aufwachsen sehen, hatte für ihn getan, was irgend in seinen Kräften stand, und nun war das der Dank! Gerade jetzt, wo es auf jede Arbeitskraft mehr ankam. Aber man konnte sich doch am Ende nicht alles bieten lassen!

Er ging durch den Obstgarten, in dem die reisenden Früchte die Luft mit ihrem eigentümlichen süßlichen Duft erfüllten, während die ersten gelben Blätter hier und da langsam von den Bäumen auf den Weg herabsanken. Er öffnete die kleine Tür, durch welche man auf einen Feldweg in den Wald gelangte. Einige abgepflückte Wiesenblumen lagen auf dem Wege, als habe jemand sie dort verloren. Es war Emmas Gewohnheit, Feldblumen an den Wegrändern zu pflücken, wenn sie spazieren ging. Ottos Gedanken, die weit abschweiften, blieben plötzlich an diesen verlorenen Blumen haften, über die hinweg er an Emma dachte. Er sah sie im Geist vor sich, denselben Weg hingehen, allein, immer allein, und mit wehevoller Zärtlichkeit wurde er sich bewußt, wie er sie vernachlässigt hatte, gerade weil er um sie litt und sie das nicht merken sollte.

Er schritt schneller aus, als wollte er seinen eigenen Gedanken entfliehen. Jetzt hatte er den Wald erreicht.

Auf schmalem Pfade, quer durch dichtes Unterholz gehend, fiel ihm plötzlich eine Anhäufung von Zweigen und Farnkraut seitwärts vom Wege auf. Er ging darauf zu und stieß mit dem Fuß die Zweige auseinander.

Ein toter Hase kam darunter zum Vorschein. Otto bückte sich, um seinen Fund genauer zu untersuchen. Unter dem Hasen lag noch ein Fasan.

„Bermünschte Bande!“ murmelte Otto, sich aufrichtend und spähend um sich blickend. Unwillkürlich nahm er dabei die Büchse von der Schulter und schob eine Patrone hinein. Es war anzunehmen, daß der Wilddieb noch im Walde war und hierher zurückkehren würde, um seine Beute abzuholen. Vorsichtig begann Otto die nächste Umgebung zu untersuchen. Plötzlich, aus einer dichten Fichtengruppe heraustretend, sah er sich Peter Misliwiez gegenüber.

„Wie kommst Du hierher?“ herrschte er ihn an.

„O, der gnädige Herr“, stotterte Misliwiez, der wie das böse Gewissen selbst aussah und seine Verlegenheit vergeblich hinter seiner Unterwürfigkeit zu verstecken suchte.

„Komme ich Dir endlich hinter Deine Schliche“, rief Otto, Misliwiez an der Schulter packend, „nichts würdiger Wilddieb Du —.“

„Ach, gnädiger Herr, ich bin ja kein Wilddieb; ich habe doch keine Flinte, aber andere sind ja im Walde mit der Flinte, ganz andere —.“

„Und der Gase und der Fasan, die ich gefunden habe, und die Du jetzt holen wolltest?“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber ich hätte sie ja auf dem Schlosse abgegeben, ich habe sie zufällig gefunden, in einer Falle und in einer Schlinge —.“

„Die Du gelegt hast, Hund!“

„Ach, wo werde ich so etwas tun, ich bin doch bloß in den Wald gegangen, um nachzusehen, ob der Pan Ingenieur wieder hier wäre!“

„Was faselst Du da?“

„Ich will ja alles sagen, was ich weiß, gnädiger Herr, und der gnädige Herr wissen doch, daß die Herren vom Grubenfelde das Jagdrecht haben auf den Feldern von Stanusch und vom Gasched. Nu, viel ist ja dort nicht zu suchen, aber das Recht haben sie doch, mit der Flinte herumzulaufen, und was der Pan Berga ist, der geht nicht bloß dort herum; er geht über die Straße, und wenn dort keiner ist — wenigstens keiner, den er sehen kann —“

Misliwiez zwinkerte schlau mit den roten Augenlidern und fuhr dann, die Stimme zum leisesten Flüstern herabdämpfend, fort: „Wenn er denkt, keiner sieht ihn — gleich ist er im Pronowitzer Wald“.

„Das ist nicht wahr“, rief Otto, „das lügst Du jetzt, damit ich den Gase und den Fasan vergessen soll, Du bist so viel wert wie Dein Junge, den ich heute fortgejagt habe, aber es hilft Dir nichts, Du kommst

jetzt mit mir zum Amtsvorsteher.“ Misliwiez sah aus wie ein bissiger Hund, der Prügel erwartet, boshaft und furchtsam zugleich, während er, sich dicht an Otto drängend, flüsterte: „Wenn ich zum Amtsvorsteher muß, da muß ich ihm auch alles sagen, was ich hier im Walde gesehen habe, auch daß der Pan Ingenieur so oft auf dem Platz bei der Waldwiese ist, und die gnädige Frau von Bronowiz auch —.“

„Kerl, was erfrechst Du Dich!“

Otto hatte den Menschen vor der Brust gepackt und schüttelte ihn; er wand sich wie ein Wurm und jammerte: „Ich kann doch nichts dafür, und ich wollt's schon immer sagen — sie sind dort, alle paar Tage, jetzt auch —.“

Otto ließ ihn los, und Misliwiez wiederholte: „Sie sind dort, und ich will mich hier ins Gras legen und warten, und wenn Sie sie nicht finden, können Sie mich totschlagen!“

Otto war bis in die Lippen erblaßt. Einen Augenblick war ihm, als wolle das hämmernde Blut in seinen Pulsen seine Adern sprengen. Dann kam eine eisige Ruhe über ihn, so als stehe etwas still in seinem Herzen. Er dachte nicht mehr an Misliwiez. Was kümmerte ihn dieser Mensch, und was fragte er nun noch nach all den Sorgen, die ihn bedrückten, hauptsächlich um Emmas willen bedrückten, und bis zur Unerträglichkeit gequält hatten? Er fühlte in diesem Augenblick nur, daß er, wenn Misliwiez wahr gesprochen,

das Letzte, Beste, was er bisher zu besitzen glaubte, die Liebe seines Weibes, verloren hatte, und daß alles, was nun noch kam, vollkommen gleichgültig für ihn war. Und er ging vorwärts, der Gewißheit entgegen, die er im ersten Augenblick schroff von sich gewiesen hatte, und an der er nun nicht mehr zweifelte. Er fühlte, es war so; dieser Mensch, den er gehaßt hatte von Jugend an, er, der mit Schuld war an seinem Ruin, er streckte jetzt auch noch die Hand nach seinem letzten Besitztum aus; und wenn Otto dieses Letzte nicht mehr verteidigen konnte, so würde er sich wenigstens rächen und ein Ende machen all diesem Elend, das er so wie so nicht mehr ertrug.

Er näherte sich der Waldwiese und bog die dichten Zweige der jungen Fichten auseinander, um einen freieren Ausblick zu gewinnen. Drüben zwischen dem Nadelgrün schimmerte ein helles Kleid.

Also dorthin! Er ging am Rande der Wiese hin, ohne sich zu verstecken, ohne im Stande zu sein, einen klaren Gedanken zu fassen, nur in dem dumpfen Gefühl, daß jetzt die Entscheidung da sei.

Das Wiesen gras dämpfte den Schall seines Schrittes, und die zwei, die dort halb verborgen hinter den Fichten saßen, sprachen mit einander und waren so vertieft in das, was sie sich sagten, daß sie wenig Aufmerksamkeit für die übrige Welt frei hatten.

Otto war jetzt dichter heran gekommen; er sah immer nur noch das helle Kleid, das er zu kennen meinte, die

Gestalten der beiden, die dort saßen, wurden durch die Fichten verdeckt, aber das war Hans Bergas Stimme, die er jetzt hörte: „Du mußt jetzt Mut haben, dieser Zustand ist doch unerträglich und wir gehören doch zu einander, mein Lieb, mein süßes Lieb —.“

Otto trat vor, es flimmerte ihm vor den Augen, seine Stimme klang heiser und verändert. Er rief: „An Ihnen ist's, Mut zu haben, Hans Berga, ich bin hier —.“

Hans war aufgesprungen und hatte mit einer unwillkürlichen Bewegung das Gewehr, das neben ihm gelegen hatte, aufgenommen. Er stand so, daß er die tödlich erschrockene Käte deckte, Otto sah nur ihn und die Waffe in seiner Hand.

„Ah, Sie sind bewaffnet, so wehren Sie sich!“ schrie er ihm entgegen — und im nächsten Augenblick fiel ein Schuß.

„Otto, Otto!“

Es war Emma, die sich zwischen ihn und sein Opfer drängte. Sie hatte in einiger Entfernung von den Liebenden mit einem Buch gelesen, bis der Schuß sie aufschreckte.

Otto stand da, zitternd, seiner selbst nicht mehr mächtig — hätte er einen zweiten Schuß in der Büchse gehabt, vielleicht hätte er in diesem Augenblick Emma niedergestreckt oder die Waffe gegen sich selbst gerichtet — jetzt entfiel sie seiner Hand, und starr, ohne zu begreifen, was er sah, stierte er die Gruppe vor sich an: über Hans Berga gebeugt, der regungslos am

Boden lag, kniete — Käte, und es war das todes-
 blasse Antlitz seiner Schwester, das sich gegen ihn
 aufrichtete.

XXIII.

Otto hatte sich Emmas Anordnungen gefügt: Hans
 war nach Pronowik gebracht, der Arzt war dorthin
 geholt worden. Die Leute sprachen von einem „Un-
 glück“. Niemand wußte, wie es zugegangen war. Der
 einzige, der einen Zusammenhang ahnte, Peter Misli-
 wiek, schwieg, weil er selbst nichts mit den Gerichten zu
 tun haben wollte; daß der Pan Ingenieur aber nun in
 Pronowik verpflegt wurde, begriff er nicht.

Otto wußte nur eins: es war nicht Emma, die
 Hans Berga liebte und die er im Pronowiker Walde
 gesucht und gefunden hatte — und in dieser Erkenntnis
 löste sich die furchtbare Spannung seiner Nerven, und
 das Bewußtsein einer großen, vielleicht unsühnbaren
 Schuld machte ihn weich und nachgiebig. Hans Berga
 schwebte in Lebensgefahr — wenn er starb, würde Otto
 schuld sein an seinem Tode. Und mit einem Schlage
 war der alte Haß zwischen Otto und Hans ausgelöscht
 und hatte sich für Otto in verzehrende Sorge um Hansens
 Leben verwandelt.

Käte war nicht von Hansens Seite gewichen. „Ich
 bin seine Braut!“ hatte sie dem Doktor gesagt, und sie
 und die Rektorin Berga, die herbeigerufen worden war,

teilten sich in die Pflege. Die Rektorin war im ersten Augenblick fast zusammengebrochen unter der Wucht des Schlages, der sie getroffen hatte; aber an Räte's Seite raffte sie sich auf. Sie wußte, Räte hangte, wie sie, um das Liebste, was sie hatte, und Hand in Hand mit ihr wurde sie wieder stark und mutig. „Ein unglücklicher Zufall“, sagte man auch ihr, habe die Katastrophe herbeigeführt. Ottos Gewehr sei losgegangen — sie sah nur in Ottos todesblaßes Gesicht mit den flackernden, ruhelosen Augen und sie fragte nicht mehr. Für sie gab es nur noch eine Frage auf der Welt: würde es ihr und Räte gelingen, Hansens Leben zu erhalten?

Der Arzt hatte das Haus verlassen. Es war eine stille, sternenklare Nacht. Gewöhnlich war Otto am Abend so todmüde, daß er sofort die Ruhe suchte. Heute konnte er nicht schlafen. Er war in seinem Arbeitszimmer geblieben und ging zwischen diesem und dem Fremdenzimmer, in dem Hans lag, hin und her.

Emma hatte alle nötigen Anordnungen getroffen, aber mit ihm hatte sie noch kein erklärendes Wort gesprochen. Warum war sie im Walde? Woher kam sie, da es doch Räte war, deren helles Kleid Otto gesehen hatte? Müßige Fragen! Sie liebte ja Hans Verga nicht, was kümmerte ihn das andere? Er wagte nicht, in das Zimmer einzutreten, in dem die drei Frauen bei dem Verwundeten weilten. Er ging nur bis zur Thür, lauschte und trat langsam wieder den Rückweg an. Da wurde endlich diese Thür geöffnet. Emma trat heraus.

„Wie geht es?“ fragte Otto.

Sie sah ihn an. „Du hier? Was willst Du?“ Ihre Stimme klang verändert, hart, abweisend.

„Emma, ich ertrage das nicht mehr!“

„Du?“ fragte sie. „Und wie meinst Du, daß die beiden da drinnen es ertragen sollen, wenn — wenn er stirbt?“ Ihre Stimme brach in verhaltenen Tränen.

Da riß er plötzlich ihre Hand an sich und preßte sie zusammen, daß es sie schmerzte. „Emma, ich war wahnsinnig, wahnsinnig aus Schmerz um Dich —.“

„Otto!“

„Ja, um Dich, und ich will sterben, wenn es keine andere Sühne für mich gibt — aber ich ertrug es nicht länger, ich glaubte — Du liebest ihn!“

Emma bebt, und in all ihrem Leid überkam sie die Erkenntnis seiner Liebe, die sie glaubte verloren zu haben. „Otto, um mich, um mich hast Du gelitten?“

Er schlang die Arme um sie, Seite an Seite stiegen sie die Treppe hinab, und all das, was sie in letzter Zeit getrennt und unglücklich gemacht hatte, drängte sich über ihre Lippen. Er sagte ihr alles, auch wie es um Bronowiz stand, und sie nahm dieses Geständnis, vor dem er so lange zurückgeschreckt war, leichter, als er es für möglich gehalten hatte.

„Ich habe es ja längst geahnt“, sagte sie, „aber nun ich weiß, daß wir alles zusammen tragen in unserer Liebe, nun will ich mutig sein — wenn — wenn uns nur das eine erspart wird, wenn Hans am Leben bleibt!“

Otto nickte.

Der Todesengel schwebte über seinem Hause, und sein Nahen machte die Herzen weich und versöhnlich.

Am anderen Morgen kam der Oberförster, um Räte abzuholen.

Blaß und gefaßt trat sie ihm entgegen. „Ich weiche nicht von seiner Seite! Ich bin Hans Bergas Braut im Tode wie im Leben.“

Der Oberförster schwieg, tief erschüttert. Er fühlte es: der Haß, den auch er mit geschürt, er hatte sein Opfer gefordert, und die einzige Sühne, die es dafür gab, war die Liebe. Und im innersten Herzen getroffen, wie er es war, wollte er zu dieser Sühne bereit sein. Aber würde der Himmel sie annehmen?

Aus des Oberförsters Augen rannen helle Tränen herab in seinen graubraunen Bart, während er seine Tochter ansah. „Räte, Räte, das kann der liebe Gott nicht wollen. Otto ist doch kein Mörder!“

Sie senkte den Kopf und kehrte an Hansens Lager zurück.

XXIV.

Nach hängen Tagen und Nächten erklärten die Ärzte Hans Berga außer Lebensgefahr. Eine langsame Rekonvaleszenz folgte. Otto hatte es bisher vermieden, ihn zu sehen, aber Emma war ihm schweesterlich nahe getreten. Eines Tages fragte sie ihn: „Darf Otto Sie sehen?“

Hans senkte den Kopf. Dann sagte er langsam: „Er ist J h r Mann — und Kätes Bruder —.“

„Nein“, unterbrach ihn Emma, „nicht aus Rücksicht für uns — wie ich Sie kenne, werden Sie ihm verzeihen, weil Sie verstehen werden, daß er nicht Herr seiner selbst war in jenem unglücklichen Augenblick.“

Einfach und klar sagte sie ihm alles — Ottos verzweifelte Lage, die verschärft wurde durch das eigenthümliche Verhältniß, in dem er zu dem Gute stand, endlich seine Eifersucht — mit ihrem reinen Herzen, in dem kein unlauterer Gedanke Platz hatte, durfte sie ihm auch das sagen, ohne zu erröthen.

Er hörte sie schweigend an. Als sie ausgesprochen hatte, sagte er leise: „Sie haben recht! Er hat mehr durch mich gelitten, als ich durch ihn — ich bitte ihn, nicht von dem, was geschehen ist, zu sprechen, mit einem stummen Händedruck werden wir uns verstehen.“

Da beugte Emma sich über ihn und wie ein Hauch berührten ihre Lippen seine blasser Stirn.

„Ich danke Dir — mein Bruder!“ flüsterte sie.

Und Emmas Wille geschah. Hans und Otto reichten sich die Hände.

Die Wochen vergingen. Langsam begannen Hansens Kräfte sich zu heben.

Seit einigen Tagen machte er kleine Spazierfahrten in einem Einspanner, den Otto für ihn hatte herrichten lassen. Käte begleitete ihn, und sehr häufig war ihr

Ziel die, in einer Niederung gelegene und von schönen alten Eichen umgebene Ziegelei, in der jetzt nicht gearbeitet wurde, die aber einer der hübschesten Punkte der Gegend war. Hier pflegte Hans auszustiegen und im Schatten der Eichen auszuruhen, während das Pferd an dem Grase rupfte, das die Lehmlöcher üppig umgrünte. Zuerst hatte Hans in der Schwäche der Konvaleszenz nur Empfindung für das eigene, neu erwachende Leben und für Kätes Nähe. Mit zunehmender Kräftigung fing er aber auch wieder an um sich zu blicken, und eines Tages untersuchte er die Lehmlöcher genauer.

„Ich bin meiner Sache nicht sicher“, sagte er zu Käte, „aber ich glaube, daß hier ein Material vorliegt, das ganz anders ausgenutzt werden könnte als in der bisherigen Weise.“

Von Tag zu Tag fühlte Hans jetzt seine Kräfte wiederkehren, und daß Käte nun vor aller Welt als seine Braut galt und er den Widerstand der Waldbows gebrochen fühlte, erfüllte ihn mit einem Glücksgefühl, das seine Konvaleszenz beschleunigte und den Wunsch in ihm rege machte, auch andere glücklich zu sehen. Besonders war es Emmas Schicksal, das ihm am Herzen lag.

Die Rektorin, die ihren Sohn fleißig besuchte, hatte gleich die Tränen in den Augen, wenn sie von ihr sprach.

„Ich kann mich an Deinem und Kätes Glück nicht ordentlich freuen, wenn ich denke, daß sie von Bronowitz fort soll“, sagte sie. „Der Otto verdient es schließlich nicht besser, denn, magst Du sagen, was Du willst, ich kann ihm

nicht verzeihen, aber die Frau, die Frau — daß es die mit trifft, darüber komme ich nicht weg.“

Hans sah sie an, ein halbes Lächeln spielte um seinen Mund. Sie bemerkte es und wurde ärgerlich.

„Wie kannst Du dabei lachen? Die Sache ist doch wahrhaftig ernst genug.“

Er nickte. „Die Sache schon — ich lache auch nur über mein Mütterchen, das sich selbst einreden möchte, es zürne einem Menschen ganz unversöhnlich, während ihm doch eigentlich das Herz aufgeht vor Freude und Dankbarkeit, und ich ganz genau weiß, es wird etwas sehr Großes und Schönes für den Mann tun, den es so unversöhnlich zu hassen glaubt.“

„Was redest Du nun für Torheiten!“ schalt sie. Statt aller Antwort rückte er ihr näher, nahm ihre Hand in die seine und begann halblaut und dringlich in sie hineinzusprechen, bis ihre braunen Augen ganz glänzend und begeistert zu ihm aufblickten.

„Hans, das — das —“

„Ja, Mütterchen, das wäre möglich, und niemand anders kann das machen als Du!“

XXV.

Bei der Generaldirektion war der Oberförster Waldow jetzt besonders schlecht angeschrieben. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich in die neuen Verhältnisse nicht zu finden wisse. Die Nachricht von dem

Arbeiterkrawall und die andere, daß der Oberförster seinem Sohne in Pronowiz mit seinen Walдарbeitern bei der Ernte ausgeholfen hatte, wurden von dem Generaldirektor benutzt, um das durchzusetzen, was er schon längst anstrebte: die Pensionierung des Oberförsters. Seinen wiederholten Vorstellungen gab der junge Graf endlich nach, und was Räte geahnt, der Oberförster aber für unmöglich gehalten hatte, geschah.

Der Kündigungsbrief traf in der Oberförsterei ein. Der Oberförster erhielt ihn vor seinem Schreibtisch stehend, in den er gerade die letzten Rechnungen einschloß. Als er ihn gelesen hatte, sank seine geballte Faust, in der er den Brief zerknitterte, mit schwerem Schlage auf den Tisch herab. Stürmisch atmend hob und senkte sich seine Brust.

Das also war das Ende — das Ende!

Er lachte laut und grell auf. Dann stand er einen Augenblick regungslos, wie in sich selbst zusammengebrochen, da.

Die Oberförsterin kam, um ihn zum Kaffee zu rufen. Gewaltig raffte er sich zusammen; es war ihm unmöglich, jetzt mit seiner Frau von dem zu sprechen, was seine Gedanken durchstürmte. „Ich habe keine Zeit“, sagte er kurz, „ich muß zu den Holzschlägern.“

„Aber so gönne Dir doch etwas Ruhe, Du bist doch kein Jüngling mehr!“ mahnte sie.

„Ruhe!“ Ja wohl, er würde bald genug davon haben. Ruhe! Und er fühlte doch noch Mark und Kraft

genug in sich, um tätig zu sein. Aber die Generaldirektion war anderer Ansicht. Er war alt, verbraucht, überflüssig!

Er ging hinaus in seinen Wald, unbekümmert um die Klagen seiner Frau.

„Sein Wald?“ Nein, es war ja aus damit. Er würde bald hier nichts mehr zu sagen haben. Eine „jüngere Kraft“ würde ihn ersetzen, einer, dessen Leben nicht so mit dem Wald verwachsen war, daß der Hüttenrauch zugleich mit jenem auch ihn vergiftete und ihn hart und vielleicht ungerecht machte. O ja, der Oberförster Waldow wollte nichts beschönigen. Er wußte, daß er nicht mehr der milde und gütige Mann von einstmals war. Er konnte seinen Leuten den „Strife“ nicht vergeben. Und wie er jetzt hastig ausschreitend über den Moosboden hinging, schien es ihm plötzlich, als sei seine Entlassung überhaupt gerechtfertigt. Schöne Bestände als Grubenhölzer verkaufen, sich mit Leuten, die er als Feinde betrachtete, vertragen, mit freundlichem Gesicht zusehen, wie seine Pfléglinge verkümmerten, und in gutem Einvernehmen mit Arbeitern leben, die ihm Gehorsam und Vertrauen aufgesagt hatten — nein und tausendmal nein! Das alles konnte er nicht. Er würde also gehen! Und grau und einförmig würde das Alter ihn umspinnen und die Tage würden ihm hingehen ohne Waldesrauschen und Büchsenknall — und Räte würde ihm fern sein — die Frau ihres Mannes, die Mutter ihrer Kinder, aber nicht mehr seine Tochter, die Freude und Leid mit ihm teilte, nicht mehr sein

Kamerad? Plötzlich stand er still und blickte zu den Fiefernkrönen auf, deren Zweige sich regungslos über ihm ausbreiteten. Lautlose Stille umgab ihn. Der Wald schien zu schlafen. Und es schien dem alten Waldgänger, als fordere er ihn auf, ein Gleiches zu tun. Was sollte er auf der Welt? Noch einmal aufblicken zu seinen Bäumen und dann die Augen schließen und schlafen — schlafen —. Seine Hand glitt über den Gewehrlauf hin. Er hatte, wie immer auf seinen Wanderungen, die Büchse über der Schulter. „Schlafen!“ murmelte er. Das Schloß am Gewehr knackte, er schob eine Patrone hinein. Da schwirrte ein heller Vogellaut aus den Zweigen zu ihm herab. Zwitschernd flog ein Meisenpärchen dicht an ihm vorüber, wie ein Gruß des Lebens mitten in das Todesschweigen hinein. Und wie eine Vision stieg mit den zwitschernden Vögeln zugleich Kätes Bild vor ihm auf, und ihm war, als sähe sie ihn mit traurigem Blick und bittend gefalteten Händen an. Sie blieb doch sein Herzensliebster, auch wenn sie Hans Vergas Weib wurde, und er wußte plötzlich, daß das, was er jetzt tun wollte, ihr Leben für immer verschatten mußte. Da siegte die Liebe in ihm über Groll und Verzweiflung. Langsam, mit gebeugtem Kopf und gesaßtem Herzen trat er den Heimweg an.

XXVI.

Käte war, auf die Nachricht von der Kündigung hin, nach der Oberförsterei zurückgekehrt.

„Der Vater braucht mich jetzt nötiger als Du“, hatte sie, den genesenden Geliebten umarmend, gesagt, und Hans hatte sie ohne Widerspruch ziehen lassen. Rüstete er sich doch selbst in den nächsten Tagen, zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Zwischen Otto und Emma hatte eine ernste Unterredung stattgefunden.

„Wenn Bronowicz jetzt zur Subhastation kommt, hoffe ich, daß wenigstens niemand sein Geld dabei verliert, wenn auch für uns nichts übrig bleiben wird“, hatte Otto gesagt.

Emma nickte ihm schweigend zu. Sie waren ja beide jung und an Tätigkeit gewöhnt. Otto würde eine Stellung als Gutsverwalter suchen, sie würden leben können.

Er atmete auf, weil sie nicht in Tränen ausbrach, als er mit ihr über die Zukunft sprach, und weil sie sich gefaßt in das Unvermeidliche zu finden schien. Sie ging nach dieser Unterredung durch den Garten, unter den Bäumen dahin, die ihr Vater gepflegt hatte, und an den neuen Anlagen vorüber, von denen sie gehofft, ihr Walter würde sich einst daran erfreuen. Und es war, als winkten die Zweige ihr zu, wie einer alten Bekannten, wie lebendige fühlende Wesen standen sie um

sie her und flüsterten mit tausend Blättern: „Denkst Du daran? Erinnerst Du Dich?“ Sie sah sich als Kind unter ihnen spielen, und dann mit ihrem Walter — und es war, als ginge ein tiefes Aufseufzen durch die Zweige. Emma sank auf eine Rasenbank, vergrub ihr Gesicht in den Händen und weinte herzbrechend.

Walters fröhliches Kinderstimmchen weckte sie aus ihrer Schmerzversunkenheit.

„Mama, Mama!“

Sie richtete sich auf, trocknete mit einer hastigen Bewegung ihre Augen und schloß das Kind, das an der Hand seiner Wärterin über den Weg getrippelt kam, in ihre Arme.

„O Du — Du —.“ Sie schwieg plötzlich. Nein, in der Gegenwart des Mädchens durfte sie ihrem Schmerz nicht die Zügel schießen lassen. Sie verbarg ihre verweinten Augen am Gesicht ihres Kindes.

Da sagte das Mädchen: „Die Frau Rektorin ist angekommen, sie ist beim Herrn Ingenieur, und der Herr Ingenieur fragten nach der gnädigen Frau.“

Emma setzte das Kind zur Erde und erhob sich eilig. „Ich komme“, sagte sie, und sie schlug den Weg nach dem Hause ein.

Hans Verga saß vor einem mit Brieffschaften bedeckten Tisch inmitten seines Zimmers. Bei Emmas Eintritt erhob er sich. Er sah noch etwas blaß aus, stand aber wieder fest auf seinen Füßen, und neben ihm stand die Rektorin Verga in ihrem „Schwarzseidenen“ mit

einem so feierlichen Gesicht, als sei sie in der Kirche und solle gerade den Segen empfangen.

„Meine liebe Schwester“ — Hans hatte die Bezeichnung beibehalten — „ich hoffe, Du und Dein Mann, Ihr werdet es nicht zudringlich von mir finden, wenn ich meine Konvaleszenz ein wenig dazu benutzte, mich mit Pronowitzer Angelegenheiten zu befassen“, sagte Hans. „Ich wollte nicht davon sprechen, bis ich einigermaßen die Sicherheit hatte, daß meine Pläne sich ausführen ließen; heute hat Mütterchen mir diese Sicherheit gebracht. Die Frau Gräfin Dardo ist bereit, ein größeres Kapital auf Pronowitz anzulegen, und zwar in der Weise, daß sie die Schulden, welche nach der Landschaft darauf stehen, tilgt, indem sie ihr Kapital dafür eintragen läßt, zu einem bedeutend geringeren Zinsfuße als bisher und unkündbar —.“

Emma blickte mit weit geöffneten Augen von Hans zu seiner Mutter, als verstünde sie nicht gleich, um was es sich handelte.

„Meine Gräfin ist ein Engel!“ flüsterte die Rektorin mit feuchten Augen und Hans fuhr fort:

„Von dieser Vorbedingung haben es einige Freunde im Industriebezirk abhängig gemacht, ihrerseits so viel Kapital flüssig zu machen, als hier zur Tilgung der Zinsen und zum intensiven Wirtschaftsbetrieb nötig ist. Denn einmal wollen wir nicht, daß es heißt: die Landwirtschaft geht zu Grunde, wo die Industrie hinkommt, und dann“ — ein leichtes Lächeln zuckte um seine Lippen — „und

endlich besitzt Pronowiz eine Goldgrube, auf die hin man schon etwas wagen kann, wenn sie auch erst erschlossen werden muß —."

Emma sah ihn an, als ob er ihr Märchen erzählte. Ihre Lippen zitterten. „Hans — täusche mich nicht — das alles ist ja nicht möglich!"

Hans suchte einige Papiere hervor. „Da, sieh", sagte er, „ich habe Proben von Eurem Ton, aus der Lehmgrube der Ziegelei, zur Untersuchung geschickt — da sind die Gutachten: prima Material für keramische Zwecke, das die Anlage eines großen Betriebes vollkommen lohnen würde. Ich habe einen kapitalskräftigen Unternehmer dafür, der das Terrain pachten und diese Pacht dann entsprechend seinen Einnahmen von Jahr zu Jahr steigern würde."

Käte umarmte Emma. „Er hat ja Berge von Briefen geschrieben, Emma", sagte sie, aber Hans unterbrach sie.

„Und jetzt kommt Deine Aufgabe, liebe Schwester, Du mußt Otto unseren Wünschen gefügig machen . . ."

„Aber, Hans", rief die Rektorin, „er wird ja überglücklich sein —."

Hans schüttelte den Kopf. „Wie ich ihn kenne, wird es ihm sehr schwer werden, diese Hilfe, mittelbar durch meine Hand, anzunehmen. Ja, wenn es sich nur um die Gräfin Dardo handelte; aber die kann uns allein nicht helfen, das alles greift wie eine Kette ineinander, und anstatt die Industrie, wie bisher, zu befeinden, muß Otto sich mit ihr verbünden. Auf unsere Bedürfnisse

hin muß der Wirtschaftsbetrieb von Pronowiz umgewandelt werden. Sind wir schuld daran, daß die Löhne stiegen, so sind wir doch auch in der Lage, die Nahrungsmittel, die das Gut produziert, zu guten Preisen und ohne Zwischenhandel zu kaufen — Intelligenz und guter Wille können soviel — aber ohne das Opfer einiger persönlicher Gefühle wird es freilich nicht abgehen.“

Stumm hatte Emma ihn angehört. Zuerst waren seine Pläne und die Aussichten, die er ihr eröffnete, wie eine Sturzwelle über sie hingebraust und hatten sie verwirrt. Jetzt hob sich leuchtend das Bild einer neuen Zukunft vor ihr empor, einer Zukunft, in der die Sorge, die erdrückend auf ihr gelastet hatte, von ihr genommen und Pronowiz ihr und ihrem Walter erhalten bleiben sollte. Aus ihrem von Erregung blassem Gesicht leuchteten die Augen hoffend und verständnisvoll. Hans Verga entgegen, und keines Wortes mächtig, schloß sie seine Mutter in ihre Arme und drückte ihren Kopf an Frau Minnas Brust.

Frau Minnas Hand glitt über ihren Scheitel. „Mein liebes Kind — mein liebes Kind —.“

„Dank!“ flüsterte Emma jetzt, „Dank!“ Sie hob den Kopf. „Nein, aussprechen kann ich es nicht, aber beweisen will ich es Euch, wie ich Euch danke!“

„Ach, wir hätten ja alle nichts machen können ohne meine Gräfin“, sagte die Rektorin. „Und wie’s nun einmal in der Welt geht, daß Glück und Unglück durcheinander gemischt sind — wenn meine Gräfin

auch ein Engel ist — so bereit, gleich zu helfen, wäre sie vielleicht doch nicht gewesen, wenn die Kündigung an unseren Oberförster ihr nicht so zu Herzen gegangen wäre. Sie sagte, das wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen ihren ältesten Beamten, und sie nahm es wie einen Wink des Himmels, daß sie nun gerade Gelegenheit haben sollte, an Waldows Sohne gut zu machen, was man von seiten der Direktion am Vater gesündigt hätte. Und nun will ich auch gleich nach der Oberförsterei fahren und will's meiner Räte sagen — und ein bißchen Freude können sie jetzt dort gerade brauchen.“

Hans streichelte ihre Hand, Emma umarmte sie immer wieder mit tausend Dankesworten, und Frau Minna Berga erschien sich in diesem Augenblick so glücklich, daß sie ein stummes Stoßgebet zum Himmel sandte, er möge sie davor bewahren, eine zu große Meinung von sich selbst zu bekommen. Während sie sich aber in den Wagen setzte, dachte sie: „Dafür wird schon mein Alter sorgen, daß ich mir nichts einbilde“ — und in diesem Augenblick schien es ihr, als könne sie sich nie im Leben mehr darüber ärgern, wenn ihr „Alter“ brummte.

XXVII.

Jahre sind vergangen. Statt der krummen, holperigen Dorfstraße mit dem daneben hinsickernden Bach durchzieht eine gut gehaltene Chaussee das Dorf von Pronowiz. Die Holzhäuser mit den Strohdächern haben

größeren massiven Gebäuden Platz gemacht, neue Straßen sind entstanden, die den Ort mit dem Grubenfelde verbinden. Der steigenden Bevölkerungszahl entsprechend, steht ein großes Schulgebäude mit hohen, hellen Fenstern und roten Backsteinmauern anstelle des alten Schulhauses, und die hölzerne Dorffirche mit dem runden, zwiebelförmigen Turmdach ist einer stattlichen gotischen Kirche gewichen. Der ganze Ort macht einen gepflegten, wohlhabenden Eindruck, wenn auch freilich die Häuserreihen in der Nähe des Grubenfeldes rauchgeschwärzte Mauern zeigen. Der Rektor hat sich emeritieren lassen und bewohnt ein hübsches, kleines Haus, das Hans ihm schenkte und dessen Garten an ein anderes ähnliches Anwesen stößt, das sich durch eine wohlgehaltene Baumschule und lange Reihen von Bienenstöcken auszeichnet. Finken und Stieglitze zwitschern in den grünen Käfigen vor den Fenstern, an den Spalieren, die die Wände umziehen, reifen Wein und Pfirsiche, denn der Garten liegt weit ab vom Grubenfelde und die Windrichtung ist meist günstig, so daß es nur selten vorkommt, daß der Oberförster Waldow übellaunig der Frau Rektorin über den Gartenzaun hin zuruft: „Na da haben wir's, da ist der vermünschte Rauch auch da!“

„Papa Waldow, schimpfen Sie nicht“, antwortete sie dann, „denken Sie, daß es ein Gruß von Ihrem Enkelchen ist!“

Dann zuckt ein Lächeln über das alte Gesicht, huscht von einer Runzel zur anderen und verjüngt den Ober-

förster ordentlich, während die Oberförsterin, die Kinderwäsche nähend am Fenster sitzt, hinausruft: „Heute früh hat die Käte sagen lassen, der Brachtjunge hätte wieder ein Bähuchen bekommen.“

Der Oberförster vertieft sich in seine Baumschule. Am Ende des Gartens aber bleibt er am Zaun stehen und blickt hinüber nach dem Waldstreifen, der dem Dorf freilich viel ferner gerückt ist als früher, der aber doch immer noch den Horizont abschließt. Er gestattet es sich nicht oft, dort zu stehen, denn ohne ein Feuchtwerden der alten Augen geht das nicht ab; aber hin und her ist's ihm ein wehmütig liebes Bedürfnis, „seinem“ Wald einen Abschiedsgruß zuzurufen. Immerhin — die Vögel zwitschern, die Baumschule gedeiht und die Bienen summen — es ist gleichsam ein Extrakt des Naturlebens aus seinem Walde, den der Alte da um sich hergestellt hat, und er ist nicht mehr der Diener eines anderen — alles, was ihn umgibt, gehört ihm, und da gibt es Augenblicke genug, wo seiner sanguinischen Natur die Baumschule zum Walde wird. Und dann, — der Enkel auf dem Grubenfelde und die Enkel auf dem Dominium — 's ist doch 'ne andere Sache, die Kinder sorgenfrei und arbeitsfroh um sich her zu wissen, als früher — ja, ja, das Glück und die Liebe, die versöhnen mit vielen Dingen und mildern am Ende auch den Schmerz um einen Toten. Der Oberförster weigert sich jetzt nicht mehr, die Glückimwald-Hütte zu besuchen und aus Kätes hübschem Erkerfenster hinab zu blicken auf seinen Wald und dann heim-

lich zu denken: „Es war doch gut, daß damals die Meisen zwitscherten.“

Abends pflegt das Rektors- und das Oberförsterpaar zusammen zu sitzen, wenn sie nicht „die Kinder“ besuchen.

Dann trägt der Rektor alle Zänkereien, Schlägereien und Unannehmlichkeiten vor, die sich in dem vergrößerten Gemeindewesen natürlich auch in vermehrtem Maße zutragen, als früher, wo Bronowiz kaum ein Fünftel der jetzigen Einwohnerzahl hatte, und setzt salbungsvoll dazu: „Ja, item, man sieht es deutlich, das Geld bringt kein Glück, sondern Hoffart und Unzufriedenheit, und die Menschen werden immer schlechter. Der Misliwiez ist am Säufertwahn sinn gestorben, weil er seinen Acker nicht verkauft hat, auf den er rechnete, und der Gajsek, der den seinen für schweres Geld verkaufte, hat neulich schmachlich bankrott gemacht.“

Frau Minna fällt ihm ins Wort: „Dafür hat der Stanisck, der damals zu gleicher Zeit verkaufte, ein blühendes Anwesen und ist fast ein reicher Mann — das Geld macht's nicht, ob's Glück oder Unglück bringt, sondern die Hand, in die's kommt, die macht's! Und Landwirtschaft oder Industrie machen's auch nicht — sondern der Wert des Menschen, der hüben und drüben arbeitet, der gibt zuletzt den Ausschlag — das sagt mein Hans, und der muß es wissen.“

„Nun, ich möchte doch bemerken, daß unser Sohn kein Orakel von Delphi ist“, sagt der Schulmeister, aber Frau Minna ist noch nicht fertig mit dem, was ihr Hans sagt.

„Glück oder Unglück, das trägt halt jeder in Hand und Herz begründet — nur eins ist gewiß: in guter gepflegter Ackerkrume gedeihen mehr Pflanzen, als auf einer versauerten Wiese — Unkraut gibt's natürlich überall — aber das Pronowiz von heute ist kultiviertes Ackerland, das von früher war saure Wiese —.“

„Na, erlauben Sie 'mal —“ beginnt der Oberförster; aber er kommt nicht weiter. Otto reitet vorüber und hält sein Pferd an, um einen Abendgruß in das Gärtchen zu rufen. Er sieht frisch und fröhlich darein, wie einer, der weiß, daß seine Arbeit nicht umsonst geschieht. Er hat das Rechnen gelernt, und wo es bei ihm nicht ausreicht, da hilft Hans nach. Der alte Haß ist begraben. „Liebe und Arbeit machen das Leben lebenswert“, sagt Frau Minnas Hans, und Liebe und Arbeit gibt es genug in „Glückimwald“ und in Pronowiz.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz N.-S.

Von der Verfasserin des vorliegenden Romans erschienen ferner in unserem Verlage:

Aus den Chroniken schlesischer Städte.

Mit Buchschmuck von Professor Richard Knödel.

Preis eleg. geb. M. 3.50.

„....Nicht nur dem Erwachsenen bereitet diese Wanderung durch die Stätten althistorischen Volkslebens ein Gefühl hoher Anregung, sondern auch der reiferen Jugend bieten diese Ausschnitte aus alten Chroniken, die ein Kulturbild schlesischer Vorzeit in anmutigster Form darstellen, viel Belehrung. Man braucht gar kein Heimatschwärmer zu sein, um an diesen liebevollen Schilderungen seine helle Freude zu haben.“

Berliner Lokal-Anzeiger.

Mein Oberschlesien.

Skizzen und Geschichten.

Mit 32 Bildern.

Preis brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.

„.... Das vorliegende Werkchen aber verdient jedenfalls eine Heimstätte bei jedem heimatsfrohen Schlesier und eine recht weite Verbreitung über Schlesien hinaus, damit auch die Wahrheit über Oberschlesien mehr in der Welt herumkomme. Von einem solchen Buche läßt sich gern auch der belehren, der statistische, volkswirtschaftliche und selbst volkskundliche Werke dankend beiseite schiebt.“

Schlesische Zeitung, Breslau.

Verlag von Gebrüder Böhm, Rattowik D.-S.

Der heilige Hirsch und Anderes.

Gesammelte Novellen

von L. N. Graf Kospoth (G. E. Bieter).

Preis brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.50.

„..... hier ist einmal nicht ein Literat der Erzählende, sondern ein Mann der großen Welt, ein Mann der Jägerfreude, ein Waldfreund, ein Sportsmann und Pferdeliebhaber. Und so sind denn diese Novellen frisch aus dem Leben gegriffen.

Ein sympathisches Buch, das seine Freunde finden wird.“

Neue preuß. Kreuz-Zeitung, Berlin.

„..... Alles in Allem ein Buch, welches dem guten Geschmack Rechnung trägt und auch deshalb empfohlen werden kann.“

Deutsche Forst- und Jagdblätter, Berlin.

— o —

Von der Prosna zum Bosporus und anderes mehr.

Reisefskizzen

von L. von Garnier.

Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In munterer Darstellung spricht der Verfasser über die Eindrücke, welche Landschaften und ihre Bewohner in ihm hinterließen, gedenkt in oft lebenswürdiger Weise seiner Reisebekanntschaften, kritisiert Mängel, ergeht sich in Betrachtungen über die Verpflegung und die zur Bequemlichkeit der Reisenden geschaffenen Einrichtungen und weiß vielfach heitere Intermezzi und kleine Begebenheiten einzuflechten. Jeder Freund von Reisefskizzen wird seine Freude an dem Buche haben.

21781